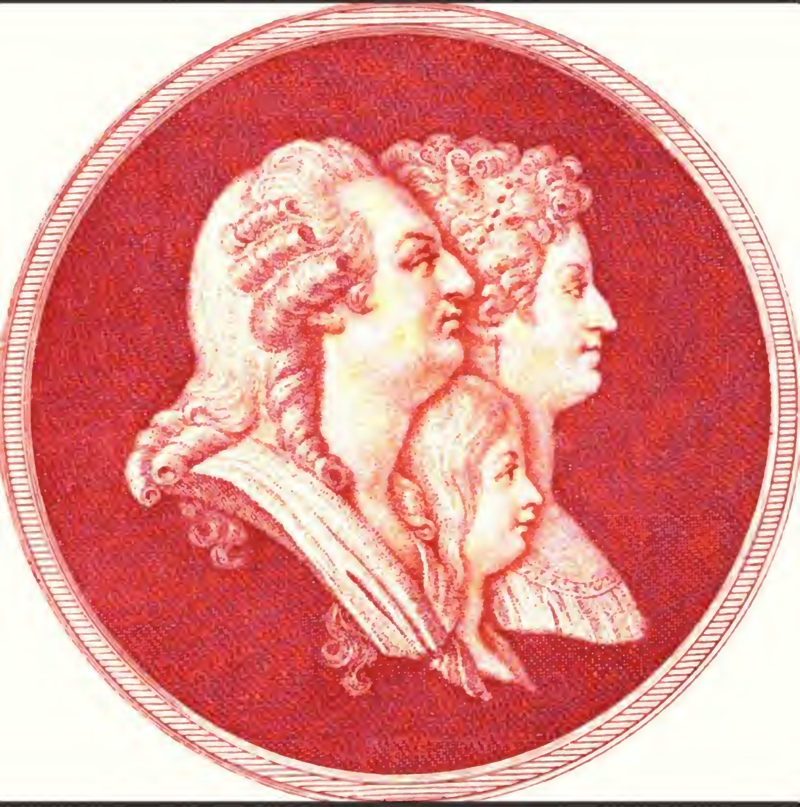


Frauenleben

Hanns von Zobeltitz

Frauenleben

In Verbindung mit andern herausgegeben

von

Hanns von Zobeltitz

II

Marie Antoinette

Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing
1907.

Marie Antoinette
Königin von Frankreich

Von

Charlotte Lady Blennerhasset

Mit fünf Kunstdrucken

Zweite Auflage

Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing
1907.

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Inhaltsübersicht.



Marie Antoinette.
Gemälde von Elisabeth Louise Vigée Le Brun.
(Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.)

I.

Marie Antoinette, Dauphine von Frankreich.

Am 7. Mai 1770 erwartete, zu Kehl am Rhein, eine jubelnde Menge die Ankunft der Braut des französischen Dauphin.

Es war die am 2. November 1755 geborene, siebente und jüngste Tochter der Kaiserin Maria Theresia und ihres Mitregenten und Gemahls, des 1765 verstorbenen Franz von Lothringen, der 1745 in Frankfurt zum römischen Kaiser gekrönt worden war.

Unter denen, welche die festlichen Vorbereitungen zum Empfang und zur Übergabe der vierzehnjährigen Erzherzogin Marie Antoinette in Augenschein nahmen, war der zu Straßburg studierende junge Goethe. Er besuchte das auf einer Rheininsel zwischen den beiden Brücken eilig hergestellte Gebäude, das in der Mitte einen großen Saal, zu beiden Seiten kleinere Gemächer enthielt. Goethe bewunderte hier zum erstenmal die vom Fürstbischof Kardinal Rohan geliehenen, nach Raffaels Kartons gewirkten Tapeten und konnte sich daran nicht satt sehen, aber desto

schrecklicher erschien ihm die Ausschmückung des Hauptsaales. Dort war, nach Gemälden neuerer Franzosen, die Geschichte von Jason, Medea und Kreusa dargestellt: „Was!“ rief er aus, „ist es erlaubt, einer jungen Königin das Beispiel der gräßlichsten Hochzeit, die vielleicht jemals vollzogen worden, bei dem ersten Schritt in ihr Land so unbesonnen vor Augen zu bringen! Gibt es denn unter den französischen Architekten, Dekorateuren, Tapezierern gar keinen Menschen, der begreift, daß Bilder etwas vorstellen, daß Bilder auf Sinn und Gefühl wirken, daß sie Eindruck machen, daß sie Ahnungen erregen! Ist es doch nicht anders, als hätte man dieser schönen und, wie man hört, lebenslustigen Dame das abscheuliche Gespenst bis an die Grenze entgegen geschickt.“ Er sprach so aufgeregt, daß die Gefährten ihn wegschafften, um Verdruß zu vermeiden, und ihn mit den Worten beschwichtigten, es sei nicht jedermanns Sache, Bedeutung in Bildern zu suchen. Dann sah Goethe die junge Fürstin, und die Verstimmung schwand: „Der schönen und vornehmen, so heitern als imposanten Miene dieser jungen Dame erinnere ich mich noch recht wohl. Sie schien in ihrem Glaswagen, uns allen vollkommen sichtbar, mit ihren Begleiterinnen in vertrauter Unterhaltung über die Menge, die ihrem Zuge entgegenströmte, zu scherzen.“

An jenem 7. Mai, mittags zwölf Uhr, öffneten sich die Gemächer auf der einen Seite des Mittelsaales, die als österreichisches Gebiet galten.

Nach der Reise von sechzehn Tagen, die seit dem Abschied von der kaiserlichen Mutter und von Wien verflossen waren, kam für Marie Antoinette der Augenblick, sich von dem Gefolge zu trennen, das sie bis dahin begleitet hatte. Schüchtern und fast zögernden Schritts trat sie auf die Estrade, wo der Gesandte Ludwigs XV., Graf von Noailles, die Verlesung der Staatsdokumente vornahm, die von den Kommissären der beiden Kronen unterzeichnet wurden. Hierauf küßten die Österreicher der Kaisertochter ein letztes Mal die Hand, der französische Hofstaat trat vor, und schluchzend sank die nunmehrige Dauphine der Obersthofmeisterin, Gräfin von Noailles, in die Arme. Durch diese Tränen, mit dieser von der Etikette nicht vorhergesehenen Regung des Gefühls, gewann sich Marie Antoinette zuerst die Herzen.

Sie hat später die schon bejahrte, strenge Dame, die einen harten Druck auf ihre Jugend ausübte, „Madame l'Etiquette“ benannt und durch andere Freunde ersetzt. Aber Madame de Noailles diente ihr doch treu und gab ihr den Rat und den Schutz, den sie in jener Stunde von ihr erbat.

Die Stadt Straßburg, in der der elsässische Adel zu ihrem Empfang versammelt war, feierte ihre künftige Königin mit Festen und Gepränge.

Am Abend wurde das Volk gespeist, waren die Stadt und der Dom illuminiert; eine kleine beleuchtete und mit Blumen geschmückte Barken-

flottille auf der Ill gefiel der jungen Prinzessin besonders. Sie besuchte das Theater, wohnte einem großen Bankett bei, betrachtete vom Altan des bischöflichen Palastes aus ein prächtiges Feuerwerk und beschloß den Tag auf einem Ball, den ihr zu Ehren der Marschall von Contades gab.

Man fand sie gefälliger, als das Bild, das Ducreux von ihr gemalt hatte, erraten ließ: anmutig und schon majestätisch, obwohl noch nicht ausgewachsen, schmächtig und nicht regelmäßig schön. Das Lächeln bezaubernd, der Gang schwebend, voll Grazie in jeder Bewegung, so erschien sie zuerst dem jubelnden Volk.

Am nächsten Morgen trat ihrem ahnungslosen Blick das Schicksal in Gestalt des Prinzen Louis de Rohan entgegen. Der alte Kardinal, dessen Neffe und Koadjutor er war, hatte ihn beauftragt, an seiner Statt die Dauphine an der Spitze des Klerus, auf der Schwelle des Doms im Namen der Kirche zu begrüßen. Die offizielle Anrede des Prinzen pries in überschwenglichen Worten den Bund der Seelen zwischen der Tochter Maria Theresias und dem Enkel Ludwigs XV. Noch am selben Abend auf dem fürstlich mit aller Pracht eingerichteten Schloß zu Zabern eingetroffen, schlief Marie Antoinette unter dem Dach des unwürdigen Priesters, dessen Segen sich ihr zum Fluch verwandeln sollte.

Wenn die Zukunft verschleiert lag, so sprach die Gegenwart deutlich genug. Die sie kannten,

wußten auch, welche Intrigen und Gefahren zu Versailles und am Hof Ludwigs XV. „des großen Kindes" warteten, dessen Ehebund nicht Liebe, sondern Politik geschlossen hatte. Deswegen ist es geboten, einen Blick auf die europäische Lage und auf die Zustände in der königlichen Familie zu werfen, bevor wir die Dauphine dort wiederfinden. Menschlicher Voraussicht nach hätten ihre Schicksale sich anders gestaltet, wäre sie nicht, von Anfang an, durch ihre Geburt wie durch die Beweggründe, die sie auf den französischen Thron beriefen, die Trägerin und das Pfand einer politischen Richtung geworden, deren Folgen Unheil über Frankreich brachten.

Im Jahr 1756 war das alte, stets wechselnde, aber vom Gegensatz zum Kaiserhaus beherrschte System der Allianzen in Paris gefallen. Nachdem Rußland in die europäische Politik eingetreten und Preußen die gebietende Macht in Deutschland geworden war, verbündete dieses sich mit Rußland. Frankreich vertauschte, in den Versailler Verträgen, den hundertjährigen Kampf gegen die Habsburger mit dem Bündnis, dessen Anwalt Choiseul während seiner kurzen Gesandtschaft in Wien und hierauf als Minister wurde. Vom französischen Standpunkt aus betrachtet, war der Übergang zur Offensive im Siebenjährigen Kriege ein nationales Unglück. Gegen das mit Friedrich II. verbündete England führte Frankreich den kontinentalen Krieg, dessen Zweck, die Wiedereroberung Schlesiens, scheiterte. Während

die öffentliche Meinung zu Paris sich Bahn brach und über die Niederlagen der eigenen Armeen, das Scheitern der persönlichen Politik des Königs und der Maitresse, Marquise von Pompadour, in beißendem Spott triumphierte, gingen die französischen Kolonien im Seekrieg verloren. Nach Aufzählung der englischen Erfolge schreibt ein französischer Historiker von der 1759 erfolgten Niederlage Frankreichs auf den Meeren: „Die Ehre selbst war nicht mehr gerettet. Die regulären Flotten verschwanden. Der Staatssekretär der Marine, Berrier, versteigerte die letzten Schiffe, die sich noch im Arsenal befanden. Nur mehr durch Korsaren wurde der Seekrieg geführt."

Der Pariser Friede, 1762, kostete Frankreich Nordamerika, Indien, fünf westindische Inseln, den Senegal.

Seit 1758 stand Graf Stainville, nunmehr Herzog von Choiseul, an der Spitze der auswärtigen Angelegenheiten. Als Charakter verächtlich, geistig nicht überlegen, aber klug, glanzliebend, gewandt, ein Freund der Frauen, ein Vertrauter der Pompadour, hielt Choiseul zur österreichischen Allianz. Durch den Familienpakt von 1761 rief er eine lateinische Union gegen die protestantischen Mächte Preußen und England in die Schranken. Bis zur Revolution blieb das Bündnis mit Spanien ungetrübt bestehen. Choiseul gewann Zeit, das Heer und die Marine wieder zu reorganisieren. Er vereinigte 1766 Lothringen mit Frankreich; 1768 annektierte er

Korsika. Währenddessen entglitt aber Polen der französischen Diplomatie.

Diese wichtigste politische Frage verschärfte sich in Versailles zu einer Familienangelegenheit. Ludwigs XV. Gemahlin, Maria Leszczynska, die Tochter des Polenkönigs dieses Namens, war noch am Leben. Nach dem Tode ihres Vaters, der für den Verlust der polnischen Krone durch den Besitz Lothringens auf Lebensdauer entschädigt worden war, übertrug die sanfte, fromme, vom König gänzlich vernachlässigte, bejahrte Frau ihre patriotischen und persönlichen Neigungen auf die Gemahlin des Dauphins, ihres ältesten Sohnes, Maria Josefa, eine sächsische Prinzessin, daher meist die sächsische Dauphine genannt. Sie war die Tochter Königs August III. von Sachsen-Polen, des Besiegers und Nachfolgers von Stanislaus Leszczynski. Dieser Umstand aber trübte das herzliche Einvernehmen zwischen der Dauphine und ihrer Schwiegermutter in keiner Weise. Die beiden fürstlichen Damen, der Dauphin, seine vier Schwestern bildeten am Hof Ludwigs XV. die streng kirchliche, sittenstrenge und religiöse Partei. Der Dauphin starb früh, 1765. Seine Gemahlin, die ihn nur bis 1767 überlebte, suchte bereits 1763, nach dem Tod ihres Vaters, August III., die polnische Krone ihrem Lieblingsbruder, dem Prinzen Xaver von Sachsen, durch Frankreichs Vermittelung zu sichern. Aber Choiseul zögerte; die sächsische Kandidatur fiel, und unter russischem Einfluß wurde Stanislaus

Poniatowski zum König von Polen gewählt. Frankreich erkannte ihn nicht an, rief die Türken zur Unterstützung seiner Gegner, der Konföderierten von Bar, auf, schickte Emissäre und militärische Abenteurer nach Polen, konnte aber, nach der Niederlage der Türken durch die Russen, den vorläufigen Sieg der russischen Politik, der zur Teilung Polens führen sollte, nicht verhindern. Choiseul war nicht nur dadurch, sondern noch mehr durch seine Freundschaft und Übereinstimmung mit den Philosophen, seine antireligiöse Richtung der königlichen Familie verhaßt. Die lateinische, von ihm ins Dasein gerufene Union der katholischen Staaten war antiklerikal; 1762 setzte er die Aufhebung des Jesuitenordens durch. Die Kinder Maria Leszczynskas vergaßen auch nie, daß Choiseul der Marquise de Pompadour die Berufung ins Ministerium verdankte. Nach dem Tode der Königin und der Dauphine übertrug sich ihre Abneigung gegen den Minister auf die überlebenden Töchter Ludwigs XV. und diese zogen sie bei den Enkeln desselben groß. Sie waren fünf an der Zahl, drei Söhne, die nacheinander die französische Krone tragen sollten, und zwei Töchter. Der älteste dieser Söhne, nunmehr Dauphin, war der spätere Ludwig XVI. Im Jahre 1754 geboren, wuchs er unter dem Einfluß zuerst der Mutter, dann der Tanten und seines Erziehers in der Abneigung gegen Choiseul, seine Politik und deren vornehmstes Werk, die österreichische Allianz, heran. Die vortreffliche

Mutter starb; der Erzieher, Herzog de la Vauguyon, war beschränkt, intrigant und heuchelte die religiöse Gesinnung, der er sein Amt verdankte. Der Dauphin war schwerfällig, apathisch, unsauber und vernachlässigt in seinem Äußern, aß unmäßig und liebte vorläufig nur die Jagd und das Schlosserhandwerk. Das änderte sich später. Eifrige Lektüre und ein vortreffliches Gedächtnis ermöglichten ihm die Erwerbung vielseitiger Kenntnisse. Er übersetzte Gibbon noch als Dauphin. Zeitlebens blieb er, wie sein Vater, den Frauen und dem Spiel abgeneigt und in sittlicher Beziehung tadellos. Gerechten Sinnes, ehrlich, mißtrauisch, aber gutmütig und aufrichtig fromm, gebrach es ihm an Energie. Physisch und geistig entwickelte er sich sehr langsam. Auf seinen königlichen Beruf ließ man ihn gänzlich unvorbereitet. Die einzige Person der Herrscherfamilie, die einigen Einfluß auf den alternden König übte, war dessen älteste Tochter, Madame Adelaïde. Sie und ihre Schwestern sahen den Vater täglich. Obwohl er ihnen Zuneigung bewies, ließ er sie in verhältnismäßiger Dürftigkeit, und bereits im Todesjahr der Königin, 1768, mußten die Prinzessinnen den letzten, schlimmsten Schimpf über sich ergehen lassen. Die natürliche Tochter einer gewissen Anne Bécu, an den geistesschwachen Grafen du Barry nach einem Dirnenleben verheiratet, wurde die Maitresse des Königs. Von der Kabale Aiguillon-Richelieu gehalten, sollte sie zu Versailles vorgestellt werden.

Choiseul hatte sich verrechnet, als er die greisenhafte Neigung des Gebieters mit einer Laune verwechselte. Durch Spott und Verachtung der Maitresse verscherzte er die königliche Gunst und gab so den Feinden seiner Politik die längst gesuchte Gelegenheit, ihn zu stürzen.

In vollem Einverständnis mit dem König dagegen leitete Choiseul während seines Ministeriums die Verhandlungen wegen der österreichischen Heirat des Thronfolgers. Ihre Anfänge führen auf die Abschiedsaudienz des kaiserlichen Gesandten in Paris, Fürst Starhemberg im Mai 1766 zurück. Noch war jedoch alles so unbestimmt, daß die jüngste Tochter Maria Theresias weniger in Betracht kam als deren Enkelin, die zweijährige Erzherzogin Theresia, das einzige Kind Kaiser Josephs aus seiner kurzen, durch den Tod geschiedenen Ehe mit der Infantin von Parma. Die sächsische Dauphine, die nach dem Tode des Gemahls nicht ohne Einfluß auf Ludwig XV. blieb, war damals noch am Leben und bot ihren Einfluß zugunsten einer sächsischen Prinzessin auf. Diese Aussichten erloschen 1767 mit dem Tode der edlen Frau. Im folgenden Jahr fielen die ersten bestimmten Äußerungen zugunsten der dreizehnjährigen Marie Antoinette. In der Korrespondenz der Kaiserin mit ihrem neuen Gesandten in Paris, dem Belgier Grafen Mercy d'Argenteau, wurde fortan das Heiratsprojekt ernstlich erörtert. Mercy beschäftigte sich sogar mit einem zweiten. Er hoffte Maria Theresias

ältere, zweiundzwanzigjährige Tochter, Erzherzogin Elisabeth, zur Königin von Frankreich zu erheben, Ludwig XV. durch diese zweite Ehe der du Barry, und Frankreich und Versailles der Schande ihres offiziellen Empfangs bei Hof zu entreißen.

Der Skandal vollzog sich dennoch, am 22. April; Klerus und Adel ließen es über sich ergehen, daß die Maitresse, in Diamanten im Wert von 100 000 Livres strahlend, fortan in der Kapelle und am Tisch des Königs die Verführungen ihrer Schönheit und die Schmach ihres Lebens zur Schau trug.

Mercy wandte fortan seine ganze Sorge der Zukunft Marie Antoinettes zu. Auf seinen Rat trat Gräfin Lerchenfeld, geborene Gräfin Trautmannsdorf, an die Stelle der minderwertigen Gräfin Brandeis, die bis dahin die kleine Erzherzogin erzogen hatte. Choiseul schickte den von seinem Vetter, Erzbischof Loménie de Brienne, empfohlenen Abbé de Vermond nach Wien, um sie im Französischen auszubilden. Vermond, kein Hofmann, mit rauhen Manieren, aber ehrlich und vorwurfsfrei in seinem Privatleben, blieb später als Lektor bei Marie Antoinette und vertrat zu ihrem Unheil stets die Sache seines Beschützers Brienne. Seine erzieherische Tätigkeit, die im Herbst 1768 begann, umfaßte die französische Sprache, Geschichte und Literatur und den Religionsunterricht. Sie erwies sich schwierig. Die Schülerin war unwissend und sehr zerstreut; „erst

seit neun Monaten, unter Leitung der Gräfin Lerchenfeld, begann ihre eigentliche Bildung". Abbé de Vermond verfügte täglich nur über eine Unterrichtsstunde, um die Lücken auszufüllen. Zu Wien und Schönbrunn zog ihn die Kaiserin in die Vertrautheit des Familienlebens, um seinen öfteren Umgang mit der Erzherzogin, die ihn lieb gewann, zu ermöglichen. Metastasio gab italienischen Unterricht; ein Franzose lehrte sie tanzen, ein anderer baute ihr blondes Haar zur kunstreichen Frisur jener Tage auf; französische Modistinnen und Kleidermacherinnen waren um sie bemüht. Maria Theresia ließ sich genau Bericht erstatten und sah ihre Tochter so häufig als die Staatsgeschäfte es zuließen. Sie beteiligte sie an Festen und Bällen, aber Vermond, der ihr gesundes Urteil und ihren natürlichen Verstand hervorhebt, mußte gestehen, es sei nötig sie zu unterhalten, wolle man sie belehren. Schrift und Sprache waren noch mangelhaft; ein Faksimilie von 1770 weist, neben einer schauderhaften Orthographie, Schriftzüge auf, die denjenigen eines unbeholfenen Kindes vergleichbar sind. Marie Antoinette, dafür liefert das letzte Schriftstück von ihrer Hand, ihr Testament, den tragischen Beweis, lernte nie rechtschreiben. Liebe und Begabung für Musik waren vorhanden. Man erinnert sich der rührenden Begegnung zwischen ihr, der siebenjährigen Erzherzogin, und dem kleinen, um ein Jahr jüngeren Mozart. Er hatte vor der Kaiserin Klavier gespielt und

glitt auf dem Parkett aus. Marie Antoinette eilte ihm zu Hilfe, worauf er sie, wenn er groß geworden, zu heiraten versprach! Der Zauber und die Anmut der zarten, schlanken, jugendlichen Erscheinung taten das übrige, um vergessen zu machen, wie wenig die Braut des Dauphin auf die Verantwortungen ihrer Stellung vorbereitet war. Dennoch empfand man zu Wien Bedenken in bezug auf die Zukunft. Fürstin Eleonore Lichtenstein, Kaiser Josephs uneigennützige Freundin, hatte es abgelehnt, die Erzherzogin bis an die französische Grenze zu begleiten: „Die kleine Person," schreibt sie, „ist hier vollständig verdorben worden, indem man ihr immer nur vom Glanz und den Festen, welche sie in Frankreich erwarten, erzählt hat."

Und was empfand die Mutter, Kaiserin Maria Theresia? Sie liebte ihre Kinder und, nach dem Maß ihrer Kräfte, überwachte sie selbst deren Erziehung. Dieser jüngsten Tochter, dem Liebling ihres verstorbenen Gemahls, wandte sie zeitlebens ihre ganz besondere Sorge zu. Aber sie war vor allem Herrscherin eines großen Reichs: mütterliche Liebe und Politik fielen in bezug auf Marie Antoinette zusammen. Das Glück und die Erfolge der Tochter sollten den Interessen des Kaiserstaates zugute kommen; sie war und blieb eine Karte im großen Spiel, das Maria Theresia zu gewinnen sich zum Lebenszweck gesetzt hatte und wozu sie Frankreichs Freundschaft bedurfte. Selbst aufrichtig religiös, erzog sie sehr

verschieden geartete Kinder; den freisinnigen Reformator Kaiser Joseph; neben vorzüglichen Töchtern die verächtliche, selbst grausame Karoline von Neapel.

Bevor die Mutter von Marie Antoinette schied, verbrachte sie mit ihr Tage der Sammlung und des Gebetes. Bei der Trennung, 21. April, übergab sie ihr selbstverfaßte Lebensregeln. Sie schrieben vor allem religiöse Übungen vor. Ihre gegenseitigen Briefe sollten, wenn gelesen, vernichtet werden. Sie empfahl den Grafen Mercy als Mann ihres Vertrauens, warnte vor Hofklatsch und Intrigen. „Laß Dich," so schloß sie, „in kein Gespräch über die Jesuiten ein, weder für noch gegen sie; Du kannst Dich auf mich berufen und sagen, daß ich sie hochschätze, daß sie in meinen Ländern viel Gutes geleistet haben, daß ich sie nicht verderben will; wenn aber der Papst den Orden aufheben sollte, werde ich kein Hindernis entgegensetzen. Über den Dauphin sage ich nichts, Du kennst meine Zartheit in dieser Beziehung; das Weib ist in allem dem Mann unterworfen und soll nichts denken als ihm zu gefallen und seinen Willen zu tun. Das einzig wahre Glück auf dieser Welt ist eine glückliche Ehe, ich kann davon sprechen. Alles hängt von der Frau ab, wenn sie gefällig, sanft und unterhaltend ist." Wien trauerte mit seiner Kaiserin um dieses jüngste ihrer dreizehn Kinder, als sie von Marie Antoinette, um sie niemals wiederzusehen, schied, nachdem in der Augustinerkirche die Trauung

durch Prokuration mit allem Gepränge stattgefunden hatte. Es mußte ihre Besorgnisse vermehren, daß sie die Verhältnisse am französischen Hof wenigstens annähernd kannte. Schon hatte Madame Adelaïde auf die Frage des zum Bibliothekar der Dauphine ernannten Campan, welche Befehle er für den Empfang in Straßburg von der Prinzessin auszuführen habe, barsch erwidert: „Befehle! Sie wissen doch, daß ich die Heirat meines Neffen mißbillige. Wenn ich Befehle zu geben hätte, beständen sie nicht darin, eine Österreicherin abzuholen.“ Damals sprachen die Eifersucht gegen die künftige Herrscherin, die Abneigung des alten Hofes gegen Choiseul und die Allianz zum erstenmal das Wort „l'Autrichienne“ aus, das zur Parole des Hasses gegen Marie Antoinette werden sollte. Solche Einflüsse, durch den Erzieher, Herzog de la Vauguyon, und seine Tanten auf den Dauphin ausgeübt, verstimmten auch ihn selbst gegen die um ein Jahr jüngere Braut, über die er, anscheinend gleichgültig, in eisigem Schweigen verharrte.

Einige Meilen von Compiègne, nach siebentägiger, einem Triumphzug zu vergleichender Reise, finden wir Marie Antoinette wieder.

Ludwig XV. hatte Choiseul gestattet, dem Hof voranzueilen und der Dauphine zuerst zu huldigen: „Nie werde ich vergessen, daß Sie es sind, der mein Glück gemacht hat,“ redete sie ihn an. „Und das Glück Frankreichs,“ entgegnete der Minister. Es war am 14. Mai. Am

Waldessaum von Compiègne erwartete, gefolgt von seinem Hofstaat, der König seine Enkeltochter, in seiner Karosse der Dauphin und die Prinzessinnen. Als die Dauphine nahte, stieg Ludwig XV. aus; sie warf sich ihm zu Füßen, worauf er sie aufhob, umarmte und ihr den Gemahl vorstellte, der sie ebenfalls küßte. Der König geleitete dann das Paar ins Schloß, wo die Vorstellungen stattfanden. Der anwesende Mercy sah seine Erwartungen übertroffen: der Hof schien bezwungen. Die Jugendporträts Marie Antoinettes, die einzigen, die sich einander so ziemlich gleichen, geben noch unbestimmte, kindliche Züge, mit einem fröhlichen, fast neckischen Ausdruck in den großen Augen und um den Mund, der die starke Unterlippe, das Wahrzeichen der Habsburger, vorerst nur andeutet. Die Frisur ist noch einfach, zuweilen ohne Puder und beeinträchtigt den jugendlich lieblichen Eindruck nicht. — Am nächsten Tage wurde zu Saint-Denis die Karmeliternonne Madame Louise, eine jüngere Tochter des Königs, besucht, im Schloß la Muette das Nachtlager gehalten. Am selben Abend erschien beim Souper die du Barry. Mercy hatte einen solchen Zynismus für unmöglich gehalten und über sie geschwiegen. Die arglose Marie Antoinette erkundigte sich nach Namen und Stellung der Dame! Am andern Morgen, 16. Mai, sah sie Versailles in seiner Pracht und wurde in der Schloßkapelle vom Großalmosenier, Erzbischof von Reims, getraut. Der Dauphin war im Goldbrokat des



Marie Antoinette als Dauphine.
Anonymer in Paris bei Herrault et Rapilly erschienener Stich nach Rigaud.

Ordenskleides vom Heiligen Geist, das Diamanten zierten; die Braut in weißem Brokat, mit dem vom König geschenkten Schmuck von Steinen und Perlen, den die letzte Dauphine getragen hatte; der Hof strahlte im Glanz der Damentoiletten, in der buntfarbigen Pracht der Männerkostüme. Die kirchliche Feier war kaum beendet, als der König seiner Enkeltochter „die Corbeille“ mit einem neuen Diamantschmuck und Kostbarkeiten des Pariser Kunstgewerbes überreichen ließ. Festlichkeiten begannen, die neun Tage hindurch Versailles und Paris in Atem hielten und nicht ahnen ließen, wie der erschöpfte Staatsschatz kaum die Mittel gefunden hatte, das verwahrloste Königsschloß und die Parks instand zu setzen. 200 000 Pariser feierten dort Nachtfeste und sahen Beleuchtungen und Feuerwerke, während Bälle, Soupers, Theatervorstellungen, Spiel und Opern sich in den königlichen Gemächern folgten. Lullis veralteter „Perseus“ fiel durch. Man glaubte, die Dauphine, die ihre Langeweile nicht verbarg, sei unmusikalisch! Sie hatte aber Mozart gehört, schwärmte für Gluck und zeigte sich von da an bemüht, den Geschmack der Franzosen auf ihre Lieblingsmeister zu lenken.

Am 30. Mai abends sah sie zum erstenmal Paris, wo das Volksfest mit Feuerwerken schließen sollte. Sie erreichte den Platz Louis' XV. im Augenblick der Katastrophe, die durch Absperrung der Tuilerienbrücke, schlecht ausgefüllte

Gräben und eine plötzliche Panik der von zwei Seiten herandrängenden Menge veranlaßt wurde und Tausenden das Leben kostete. So erloschen im Blut der Opfer die Hochzeitfackeln der Hauptstadt.

Vom Jammer Sterbender und Verwundeter geschreckt, kehrten Marie Antoinette und die Prinzessinnen schmerzbewegt nach Versailles zurück. Und der sechzehnjährige Dauphin? Mit nicht verhehlter Langeweile ließ er die umständlichen Zeremonien über sich ergehen, die ihn und die junge Gattin bis in die Intimität des Zusammenlebens bedrängten. Am 17. Mai, dem Morgen nach der Hochzeit, schrieb er in sein Tagebuch das eine Wort: „Nichts." Es hieß, er habe der Jagd entsagen müssen. Am 18. Mai speiste seine Frau allein. Er hatte sie am Morgen gefragt, ob sie geschlafen habe, dann war er fort – auf die Jagd. Ihr blieben Madame de Noailles und ein kleines Hündchen. „Mir bricht das Herz," notierte der ehrliche Vermond in sein Tagebuch. In der Öffentlichkeit war der Dauphin verlegen; auf dem Ball tanzte er schlecht, verbarg seinen Mißmut kaum und ließ sich im übrigen nicht in seinen gewohnten Beschäftigungen stören. Ludwig XV. zog den Aufenthalt in seinen kleinen Lustschlössern Choisy, Marly, Compiègne dem prächtigen Versailles vor. Marie Antoinette wurde ihm bald lieb; sie erheiterte ihn, nannte ihn „mein Papa" und sprang in seine Arme. Madame du Barry zeigte sich beflissen, der Dauphine

alle Ehrfurcht und Rücksicht zu erweisen, während diese, obwohl über die tatsächlichen Verhältnisse nicht unterrichtet, gegen sie eine instinktive Abneigung empfand.

Von dem Tage, an dem die Fünfzehnjährige zu Versailles zum erstenmal auftrat, erfuhr sie die Wahrheit des Dichterwortes von dem grausam grellen Licht, das einen Thron umgibt. Neugierde, Klatschsucht und Übelwollen begleiteten jeden ihrer Schritte. Das kühle Verhältnis zwischen den jungen Gatten, die Geheimnisse ihres Privatlebens spielten sich vor der Öffentlichkeit ab. Schon zu Marly, wo der Hof kurzen Aufenthalt nahm, mußte der König die Umgebung des Dauphin, die von nichts weniger als von Trennung sprach, aufs strengste zurechtweisen. Gegen Intrigen und Spionage blieb sein Wort machtlos. Am 8. Juli fand endlich zu Versailles, wohin man zurückgekehrt war, ein vertrauliches Gespräch zwischen dem Dauphin und seiner Gattin statt. Er wisse, sagte er, was er ihr als Ehemann schulde und werde ihr zu Compiègne Beweise davon geben. Er war bewegt; seine junge Frau entgegnete, da sie bestimmt seien, in vertraulicher Freundschaft miteinander zu leben, müßten sie rückhaltlos ihre Gedanken aussprechen. Der Dauphin, durch seine Tanten belehrt, erwähnte jetzt Madame du Barry, klagte bitter über sie und die Verhältnisse bei Hof. Es fiel der Name Choiseul. Die Prinzessinnen, die diesen haßten, liehen den Gerüchten Glauben, er habe die Eltern Ludwigs vergiftet. Choiseul,

bemerkte die Dauphine, sei wegen seiner Talente an den auswärtigen Höfen geschätzt, sein Sturz vielleicht der geheime Zweck der Kabalen. „Choiseul," erwiderte finster der Dauphin, „ist durch seine Intrigen bei der Pompadour Minister geworden." Am nächsten Tag schrieb Marie Antoinette der Mutter, ihr lieber Gatte zeige ihr jetzt Freundschaft und Vertrauen, der König väterliche Güte; die du Barry sei das impertinenteste und törichtste Geschöpf, das man sich vorstellen könne; nur wenn es nötig sei, werde sie mit ihr reden, jeden Fehler im Umgang mit dieser Frau vermeiden.

Maria Theresias Besorgnisse um ihr Kind konnten durch die letztere Mitteilung nur gesteigert werden und verraten sich in jedem ihrer Briefe. Die kleine Dauphine antwortete dabei auf die wichtigsten Fragen der Mutter nicht; diese blieb auf Mercys Berichte angewiesen. Der Gesandte sah Marie Antoinette mit Zustimmung Ludwigs XV. einigemal in jeder Woche und überwachte außerdem die Lage durch Abbé de Vermond. Die Kaiserin, die nicht mit eigenen Augen sah, empfahl anfänglich ihrer Tochter, sich ganz den Tanten des Dauphin anzuschließen. Marie Antoinette folgte, aber bald mußte Maria Theresia vor den Damen warnen, denn durch sie geriet die Dauphine völlig in Gegensatz zu des Königs Wünschen und zu der österreichischen Politik. Sie achte die Prinzessinnen hoch, schrieb die Kaiserin jetzt, aber sie seien in steter Ab-

hängigkeit von anderen, gelangweilt, intrigant und unbeliebt. Mit Schmerz müsse sie mit ansehen, daß Marie Antoinette in dieselben Irrungen gerate. Dazu wolle und dürfe sie nicht schweigen, obwohl das Verhalten der Tochter und ihr Mangel an Vertrauen in diesem Punkt ihr wenig Hoffnung ließen. Von so widersprechenden Ratschlägen umgeben, suchte Marie Antoinette sich selbst zu helfen. Sie fand willkommene Gelegenheit, einen Schlag gegen den ihr feindlich gesinnten Herzog de la Vauguyon zu führen. Während eines Gesprächs zwischen ihr und dem Dauphin horchte dessen ehemaliger Erzieher an der Tür. Ein Lakai öffnete diese von ungefähr, und der Horcher wurde ertappt. „Mein Mann," schrieb die Dauphine nach Wien, „hat die Bemerkung gut aufgenommen, wie unzulässig es sei, sich von Leuten behorchen zu lassen." Aber sie mußte es dulden, daß eine ihrer Ehrendamen, Choiseuls Schwester, die Gräfin Grammont, der Rache der von ihr beleidigten du Barry zum Opfer fiel und den Hof verlassen mußte. Es war das Vorspiel zum Sturz Choiseuls. Am 24. Dezember 1770 erhielt er plötzlich seine Entlassung und den Befehl, sich in die Verbannung nach seinem Schloß Chanteloup zu begeben. Durch die Unterstützung kriegerischer Absichten Spaniens gegen England hatte er Ludwig XV., der den Frieden wollte, völlig erzürnt. Er opferte ihn der Maitresse, die d'Aiguillons Wahl zu seinem Nachfolger durch-

setzte. Mercy ließ durch Vermond die Dauphine noch zeitig vor gefährlichen Unvorsichtigkeiten in der dem Wiener Hof so peinlichen Sache warnen. Sie ließ den Triumph ihrer Gegner, die Befriedigung des Gatten über den Fall des Trägers der österreichischen Allianz stillschweigend über sich ergehen. Trotzdem konnte sie nicht verhindern, daß die auch jetzt noch mächtige Partei Choiseul von nun an erst recht auf ihre Unterstützung rechnete. Fürst Kaunitz in Wien, die Kaiserin selbst und Mercy waren der Ansicht, die Dauphine müsse dem König, wolle sie seine Zuneigung nicht verlieren, das von ihr hartnäckig verweigerte Zugeständnis einer freundlichen Anrede an die du Barry machen. Es sei nicht gegen die Ehre, schrieb Maria Theresia begütigend, die eigentliche Rolle dieser Frau am Hof zu ignorieren und ihr, wie jeder anderen Dame, mit Höflichkeit zu begegnen. Mercy selbst schloß jetzt mit der Maitresse Frieden und verteidigte Marie Antoinette gegen den Vorwurf Ludwigs XV., „sie folge schlechten Ratschlägen". Es waren die seiner Töchter. Maria Theresias Briefe wurden besorgter, zuweilen selbst heftig in ihren Äußerungen über Marie Antoinette. Die Dauphine war bisher kinderlos. Was konnte geschehen, wenn sie, durch Feindseligkeit gegen die Maitresse, die Gunst des Königs verlor? Wenn die Allianz ernstlich bedroht wurde? So von Wien und Versailles bedrängt, gab endlich Marie Antoinette nach. Am Neujahrstag 1772

sagte sie zu Madame du Barry: „Es sind heute viele Leute in Versailles.“ Weiter ging ihr Zugeständnis nicht. Die Forderungen der Politik, die Maria Theresia, nachdem einmal die Tochter mit dem französischen Thronerben vermählt war, immer wieder dazu veranlaßten, sie im österreichischen Interesse zu verwerten, erzwangen nie ein gutes Verhältnis zu d'Aiguillon. Man beklagt das unschuldige, jetzt siebzehnjährige Kind, dessen gesundes, reines Wesen gegen die beständige Berührung mit dem Laster sich empörte: „Ich war gestern in Marly,“ schrieb eine vornehme Dame, Gräfin de la Marck. „Man spielte Lansquenet, den Einsatz zu 1200 Louisdor, während die Leute Hungers sterben. Madame du Barry, von der königlichen Familie umgeben, spielte an des Königs Tisch. Niemand als er sprach mit ihr. Die allgemeine, mutige Haltung sollte ihm die Augen öffnen.“

Das Versprechen, das die Mutter begehrt, sich ernst und regelmäßig zu beschäftigen und ihr allmonatlich ihre Arbeiten einzusenden, gab Marie Antoinette nicht. „Will man mich für einen Dummkopf gelten lassen?“ sagte sie erzürnt zu Vermond. Die Kaiserin verlangte auch zu viel. Sie verbot sogar der Tochter aus Gesundheitsrücksichten das Reiten. Aber Marie Antoinette warf sich eines Tages zu Pferd und folgte dem König bei der Jagd. Sie musizierte, tanzte, arbeitete gern und viel mit der Nadel, spielte gern mit Kindern; einem Studienprogramm aber

wollte sie sich nicht unterwerfen. Ihre Tagesordnung, die den Morgen zwischen religiösen Pflichten, der Toilette und ihren Lieblingsbeschäftigungen teilte, den Nachmittag und Abend der Repräsentation und den Vergnügungen überließ, erübrigte für ernste Lektüre ja auch nur eine Stunde Zeit! Damit mußte sich die Kaiserin zufrieden geben. Der Dauphine entschlüpfte gegen Mercy die Äußerung: „Wenn die Kaiserin wüßte, wie es hier zugeht, würde sie mir verzeihen; es übersteigt alle menschliche Geduld." Noch vermied sie jede Einmischung in die ihr verhaßte Politik und lehnte jeden Versuch, sie in dieser Richtung zu benützen, ab. Ebensowenig aber ließ sie sich wie ein Kind behandeln; sie erzwang durch stolze Abweisung die Achtung derjenigen, die so unvorsichtig waren, das zu wagen. Den König erinnerten ihre Heiterkeit und liebliche Anmut an seine früh verstorbene Mutter, die Herzogin von Burgund, und er behielt sie lieb.

In der Korrespondenz Mercys, der Marie Antoinette „eine schöne Seele" nennt, wiederholten sich dennoch die Klagen, sie sei der Schmeichelei zugänglich, spotte gern über die Leute, sei träge und denke nur an Unterhaltung. Die Kaiserin bot den Einfluß des Beichtvaters auf und erhielt denn auch Versprechungen ihrer Tochter. Sie fürchtete deren Eigensinn, ihre Laune, ihre Ansprüche, die zur Verschwendung führten. Sie bekämpfte vergebens ihre Antipathien gegen einzelne Familien und Personen, unter anderen

gegen Prinz Louis de Rohan, der jetzt Ludwig XV. als Gesandter in Wien vertrat. Sie fordere damit, so warnte die Kaiserin, die Gegnerschaft einer ganzen Partei heraus. Inzwischen hatten die Brüder des Dauphin, der Graf von Provence, der Graf von Artois, unbedeutende, unschöne Frauen geheiratet. Noch zeigten sie sich freundlich gesinnt, aber von ihnen erwartete man die Erben, die dem Dauphin verweigert schienen. Er selbst begann, unter dem Zauber der heitern, lebhaften Gemahlin, die Macht über ihn gewann, ihren Liebhabereien mehr Raum zu gewähren. Konzerte, Theater, Bälle wurden für sie gegeben. Die Gräfin von Provence liebte die Musik wie Marie Antoinette; diese sang Duette mit ihrem Schwager Artois, spielte die Harfe und empfing die Gäste mit der liebenswürdigen Aufmerksamkeit, die mehr den einfachen Sitten des Wiener Hofes als der steifen Etikette des französischen entsprach. Bei den Jagden des Königs pflegte sie, wenn Unfälle vorkamen, selbst die Verwundeten. Ludwig XV. sah sein Volk nur hinter den vergitterten Fenstern von Versailles; Marie Antoinette aber betrat, wenn er fern war, die Hütten der Armen und gewann sich die Herzen. Im Karneval von 1773 besuchte sie zum erstenmal mit ihrem Gatten und dem Grafen und der Gräfin von Provence den Pariser Opernball. Unter der Maske wurden die Fürsten erkannt, und von nun an wiederholte sich das

gefährliche Vergnügen, an dem die Dauphine Gefallen fand. Im selben Jahr huldigte ihr zum erstenmal die Hauptstadt; sie veranlaßte ihren Gatten, sich mit ihr unter das Volk zu begeben, das ihr Anblick zur Begeisterung hinriß und von dem sie sich sorglos umdrängen ließ.

Kurz darauf erschien Gluck, der ihr zu Wien einige Musikstunden gegeben hatte. Sie verehrte seinen Genius, setzte 1774 die Aufführung der „Iphigenie in Aulis“ in der Pariser Oper durch, und der erbitterte Kampf zwischen seiner Schule und den Anhängern Piccinis begann mit einem bestrittenen Erfolg der neuen Kunst, für die Marie Antoinette mit jugendlichem Feuer eintrat.

Kurz darauf, am 27. April, begab sich der plötzlich erkrankte König von Trianon nach Versailles. Am dritten Tag entdeckten die Ärzte den Ausbruch der Blattern. Von da an blieben seine Töchter, mit Gefahr des Lebens, um den Vater. Außerhalb von Versailles beklagte niemand das Schicksal des Monarchen, der dreißig Jahre früher, zu Metz, in der gleichen Gefahr schwebend, als Genesener unter dem Namen des „Vielgeliebten“ von seinem Volk wiederbegrüßt worden war. Diesmal blieben die Kirchen, in denen für ihn gebetet wurde, leer. „Was wünschen Sie denn noch: er ist ja tot?“ so lauteten die dem Abt von Sainte-Geneviève in den Mund gelegten Worte, nach der Ausstellung der Reliquien der Pariser Schutzheiligen.

Nur mehr von ferne, ein Bild des Ent-

setzens, sah ihn die Dauphine, als ihm die Sakramente gereicht wurden und er öffentlich Abbitte für die Ärgernisse seines Lebens leistete. Vermond und Mercy allein gewährte sie Zutritt in ihren Gemächern. Gänzlich schlossen sie und ihr Gemahl sich vom Hof ab, bis am 10. Mai an einem Fenster des Schlosses das dort aufgestellte Kerzenlicht erlosch. Es war das verabredete Zeichen, daß Ludwig XV. zu leben aufgehört und die Equipagen vorzufahren hatten, die das nunmehrige Königspaar, Ludwig XVI. und Marie Antoinette, nach Choisy bringen sollten. Ein dumpfer Lärm, wie von brausenden Wogen, drang jetzt bis zu ihnen. Es war die Menge der Würdenträger des Hofes, die herbeikamen, den neuen Monarchen zu huldigen. In Tränen, tief erschüttert, zeigten sie sich ihnen. Das Gebet, der Herr möge ihre Jugend beschützen, kam Ludwig XVI. und seiner Gemahlin aus dem Herzen. Ihnen graute vor den Verantwortungen der Macht.

II.

Marie Antoinette, Königin von Frankreich.

Während die Schmähungen des Volkes den Leichenwagen begleiteten, der ohne Gepränge, selbst ohne militärisches Geleit Ludwigs XV. sterbliche Hülle in scharfem Trab nach Saint-Denis brachte, beriet sich der junge König mit seinen Tanten. Bereits am 11. Mai ernannte er den alten Maurepas, den die Pompadour viele Jahre früher gestürzt hatte, zum Staatsminister. Den frivolen, geistreich witzigen, sonst unbedeutenden Greis empfahlen die letzten Worte des verstorbenen Dauphin, der ihn, als einen Gegner der österreichischen Politik, Choiseul entgegenstellte.

Noch mehr empfahl ihn dem jungen Monarchen der Umstand, daß Maurepas das alte Zeremoniell des Hofes kannte. Marie Antoinette wurde nicht befragt. Wer Minister wurde, blieb ihr vorläufig gleichgültig, nachdem Choiseuls Ernennung vom König nicht zu erreichen gewesen war. Sie bestand jedoch auf der Versöhnung mit

ihm. Ludwig XVI. fand freilich bei der Audienz, die er Choiseul gewährte, nur die Bemerkung: „Sie sind alt geworden, Monsieur de Choiseul; Sie werden kahl" —, und der Herzog kehrte nach Chanteloup zurück. Die Königin war es jetzt, die den Rücktritt d'Aiguillons forderte, nachdem Madame du Barry schon während des Königs Krankheit den Hof verlassen hatte. Der neue Minister des Äußern, Vergennes, ein verlässiger, verständiger Mann, wurde vom König hauptsächlich wegen der ihnen gemeinsamen Abneigung gegen Österreich ernannt. Die Hoffnung Mercys, durch die Königin Einfluß auf die Politik zu gewinnen, schlug damit abermals fehl. Als sie der kaiserlichen Mutter in überschwenglichen Worten dankte, ihr Frankreichs Krone gegeben zu haben, schrieb Maria Theresia zurück: „Ihr seid so jung, liebe Kinder, die Last ist groß, ich bin in Sorgen, in schweren Sorgen!" Sie erteilte der Tochter den klugen, von dieser befolgten Rat, Vergennes dadurch zu gewinnen, daß sie die Vorstellung seiner durch ihre Geburt vom Anrecht auf den Verkehr bei Hofe ausgeschlossenen Gattin bei dem König durchsetze. Der Minister erwies sich dankbar. Allein weder mit ihm noch mit Maurepas unterhielt die Königin auf die Dauer gute Beziehungen.

Am 19. Juli tat Ludwig XVI. einen der folgenschwersten Schritte seiner Regierung. Er ernannte Turgot, den bisherigen Intendanten von Limousin, zum Marineminister. Vier Wochen später

entließ er Maupeou, den Gegner der Parlamente, und Terray, den verhaßten Finanzminister seines Großvaters, den das Volk jetzt ins Wasser zu werfen drohte. Turgot wurde Contrôleur-Général, d. h. Finanz- und Staatsminister für die meisten inneren Angelegenheiten. Ein Zufall hatte die Aufmerksamkeit Maurepas' auf den edlen, ernsten, 47jährigen, aber bereits schwer leidenden Mann gelenkt, der 13 Jahre lang zum Segen der von ihm verwalteten Provinz ein großes Reformwerk durchgeführt hatte. Jetzt begann er den Versuch, die Monarchie, deren überzeugter Anhänger er war, der Vernunft und der Gerechtigkeit zu verpflichten.

Das Programm Turgots umfaßte vor allem eine finanzielle Reform durch die Abschaffung von Mißständen in der Verwaltung und durch Ersparnisse, die Hebung der Wohlfahrt, zunächst durch Freigebung des Getreidehandels innerhalb des Reiches und freie Einfuhr; die Sicherung der individuellen Freiheit, der religiösen Toleranz, der bürgerlichen und politischen Gleichheit. Mit der physiokratischen Schule erklärte Turgot die Landwirtschaft für die einzige Quelle des Reichtums. Der Besitz des Bodens verlieh, mit der Verpflichtung die Steuer zu zahlen, auch das Recht, mit den Staatsangelegenheiten sich zu befassen. Turgot verachtete die Parlamente, ihre schlechte Rechtspflege, ihren religiösen Fanatismus, ihre Unfähigkeit, die Standesinteressen dem öffentlichen Wohl zu opfern.

Er erhoffte für die Durchführung seines Werkes, vorläufig wenigstens, am meisten von dem aufgeklärten Despotismus des ehrlichen Mannes, der Ludwig XVI. hieß. An ihn richtete er die Worte: „Ich werde die Großmut Eurer Majestät und der Personen, die ihm am teuersten sind, zu bekämpfen haben. Ich werde vom größten Teil des Hofes, von allen, die Gnadenbezeugungen verlangen, gefürchtet, ja gehaßt sein ... Dem Volk, dem ich mich opfern will und das so leicht zu täuschen ist, werde ich verhaßt werden ... Man wird mich verleumden und vielleicht des Vertrauens Eurer Majestät berauben."

Die Wendung verriet, daß die junge Königin es war, deren Gegnerschaft Turgot am meisten fürchtete. Man hat ihm Mangel an Klugheit, hat ihm Überstürzung vorgeworfen. In diesem Fall vermied er beides. Auf die Opferwilligkeit des Königs, der das Volk liebte und mit ehrlichen Leuten regieren wollte, konnte der Minister zählen. Er legte ihm Einschränkungen seines Hofhalts auf, aber er vermehrte die übrigens noch sehr mäßigen Einkünfte der Königin um etwa die Hälfte, bis auf 200000 Livres.

Obwohl Turgot kein Höfling war, warb er doch um ihre Gunst. Sie war zu jung und noch zu unverständig, um ihn anzuerkennen, aber auch zu mächtig, um nicht berücksichtigt zu werden. Die Schönheit der Dauphine war einst bestritten worden: die achtzehnjährige Königin

entfaltete sich zu einer majestätischen, hinreißend anmutigen Erscheinung. Sie war der Abgott der Pariser. Wie so viele Frauen, deren Ehe das Glück des Kindersegens versagt zu bleiben scheint, suchte Marie Antoinette Ergänzung in Frauenfreundschaften. Noch in den Tagen Ludwigs XV. schloß sie sich mit schwärmerischer Zuneigung der Prinzessin von Lamballe an. Diese dem Haus Savoyen entstammte Witwe des Erben der durch Ludwig XIV. legitimierten Penthièvre war noch sehr jung, reizend, überaus sanft, tadellos in ihrer Lebensführung. Sie lebte mit dem Schwiegervater, einem frommen Wohltäter der Armen, zusammen, vergötterte die Königin, teilte freilich auch deren Gefallen an Festen und allen weltlichen Vergnügungen. Leider folgte sie dem herrschenden Beispiel auch darin, daß sie, obwohl selbst reich, die Gunst der Monarchin auch in pekuniärer Beziehung ausnützte.

Im Augenblick, wo die Ausgaben des Hofes beschränkt werden sollten, verlangte und erhielt Marie Antoinette, gegen den Rat von Vermond, der übrigens auch 100000 Livres im Jahr an Pfründen bezog, und gegen Mercys Vorstellungen, eine neue Würde, die der Surintendante ihres Hofstaats, mit 150000 Livres Gehalt für die fürstliche Freundin. Ludwig XVI. gab nach. Seine Gattin in ernsten Angelegenheiten zu befragen, kam ihm noch nicht in den Sinn; ihren Launen und ihren kleinen Heftigkeiten aber widerstand er um des häuslichen Friedens willen

nicht: „Gehen Sie nicht zu ihr! Heute ist es dort nicht geheuer," sagte er eines Tages zu Maurepas. Dennoch maß man ihr, im Widerspruch zu ihrer wahren Gesinnung, Anteil am Entschluß des Königs zu, als dieser, in Übereinstimmung mit den Wünschen des Volkes, die Parlamente so ziemlich mit den alten Vollmachten wiederherstellte. Es war die erste Niederlage Turgots, die auf Maurepas zurückzuführen ist. Des Königs Wille begegnete sich mit der populären Auffassung; die bloße Opposition der Parlamentarier wurde mit Reformtendenzen verwechselt; ihr Wiedererscheinen erweckte Jubel. Turgot, obwohl erkrankt, arbeitete unverdrossen weiter, aber seine besten Absichten scheiterten an seinem Mangel an Glück, an den Intrigen aller bedrohten Interessen. Im Jahre 1775 brach, durch künstliche Teuerung des Getreides, von Spekulanten herbeigeführt, der sogenannte Mehlkrieg aus. Es kam zu Aufständen; bis unter die Fenster von Versailles drängten sich hungernde, lärmende Scharen. Die Mitverschworenen, zu denen der königliche Prinz von Conti gehörte, waren zum Teil in der Nähe Ludwigs XVI., der deshalb das Strafverfahren gegen diese einstellen ließ. Turgot griff jedoch energisch ein, schaffte Ordnung und erhielt den freisinnigen, edlen, aber schwachen Malesherbes zum Kollegen im Ministerium. Seine Stellung schien zunächst gefestigt; sein nächster Gedanke richtete sich auf die allmähliche Abschaffung der Feudalrechte. Am 11. Juni 1775 fand die Krö-

nung des Monarchen zu Reims statt. Sie verlief glänzend; nie werde sie den Tag vergessen, schrieb, von den ihr dargebrachten Huldigungen ergriffen, Marie Antoinette, die ihren Gemahl begleitet hatte, aber nicht mit ihm gekrönt wurde, an die Kaiserin. Turgot, der Freund und doch nicht der Anhänger der Philosophen, hatte vor der Krönung eine Denkschrift zugunsten der Toleranz eingereicht und zu Reims den Wegfall der Eidesformel vorgeschlagen, durch die der König Ausrottung der Häresie versprach. Ludwig XVI. murmelte, um die Schwierigkeit zu umgehen, statt dessen einige unverständliche Worte. Nichts beweist, daß die Königin religiöse Bedenken darüber empfunden hätte. Selbst Kaiser Joseph, als er später nach Paris kam, warf ihr in bezug auf ihre religiösen Pflichten Lauheit vor, und überdies hatte Turgot unter dem Pfarrklerus und der Prälatur zwar heftige Gegner, aber auch warme Freunde. Marie Antoinette, als sie sich jetzt der Liga der Finanzleute, des hohen Adels, eines Teils des Klerus und des ganzen Hofes gegen den Reformminister anschloß, spielte Personenfragen aus und fürchtete vornehmlich Beschränkungen pekuniärer Natur. Diese siebziger Jahre, 1774 bis 1780, legten den Grund zu ihrem Verhängnis. Keine schweren Vergehungen – für solche vermochten die Verleumdungen unerbittlicher Feinde, die selbst im Schoß der Königsfamilie nicht fehlten, nie den Schatten eines Beweises zu erbringen –,

sondern unbesonnene Handlungen, wie sie oft eine Frau, die sich schuldlos weiß, am wenigsten zu vermeiden sucht, und die Leichtfertigkeit einer durch Huldigungen verwöhnten lebensfrohen Jugend führten das Verhängnis herbei.

Bald nach der Thronbesteigung, 1775, meldete Mercy der Kaiserin zum ersten Male den Namen Polignac, der dann nicht mehr aus seinen Mitteilungen verschwinden sollte. Eine junge Frau, hinreißend anmutig, begabt, schön, indolent, sehr musikalisch, anscheinend ohne Ehrgeiz, nicht eigentlich verdorben, aber den Huldigungen der Männer nicht unzugänglich, die Gräfin Jules de Polignac, flößte der Königin eine jener schwärmerischen Neigungen ein, durch welche sie, zu stolz und zu ehrlich, um sich ernsten Vorwürfen Männern gegenüber auszusetzen, den Durst ihres Herzens nach Liebe täuschte. Die Gräfin, zu Versailles und in den Lustschlössern des Hofes in ihre Nähe berufen, wurde der Monarchin bald unentbehrlich. Wenn der Freundin ein Kind geboren wurde, erschien an jedem Morgen die Königin, verbrachte den Tag an ihrem Lager, speiste dort und kehrte erst spät abends in ihre Gemächer zurück. War die Herzogin von Guiche, die Tochter der Gräfin Jules, in gleicher Lage, so teilte Marie Antoinette auf ähnliche Weise die Sorgen der Mutter. Das ganze Jahr hindurch öffnete Madame de Polignac des Abends ihren Salon. Dort gaben Besenval, ein älterer, ebenso sittenloser, wie tapferer Offizier und Inspektor der

3*

Schweizergarden, dann Graf Vaudreuil, der Freund des Grafen von Artois und auch der intime Freund der Hausherrin, den Ton an. Vaudreuil war kränklich, gebildet, ein Gönner der Schriftsteller und ein verführerischer Mann, dessen Schulden der König zahlte, den die Königin duldete, aber keineswegs begünstigte. Der Graf von Artois selbst, jung, ausgelassen, von schlechten Sitten und gefälligem Äußern, machte im Salon Polignac schönen Frauen den Hof und unterhielt Marie Antoinette durch witzige Einfälle, musikalische Intermezzi, Komödien- und Operettenspiele, die er für sie schreiben ließ und an denen er und sie sich mitwirkend beteiligten. Auch der König besuchte fast jeden Abend diese Gesellschaften Polignac, sowie jene der Prinzessinnen von Guémenée-Rohan, d'Ossun und Lamballe. Aber erst nachdem er, stets Schlag 10 Uhr, sich zurückgezogen hatte, begannen die Versammelten, sich frei zu unterhalten. Der Zeiger an der Uhr soll mehr als einmal vorgerückt worden sein, um Ludwig XVI. zu veranlassen, früher sein Lager aufzusuchen; dann wurde meistens hoch gespielt. Er hatte zwar seiner Frau Pharo zu spielen verboten. Nur ein einziges Mal, bat sie, möge er es gestatten. Er tat's, und sie spielte 36 Stunden hindurch. Im Jahre 1777 betrugen ihre Schulden 487 000 Livres, die der König aus seiner Tasche zahlte. Mercy klagt, die Familie Polignac, die nichts für den Staat geleistet hatte und nur ein geringes Vermögen besaß, habe an

Ämtern, Würden und Geld dem Staat in vier Jahren 500000 Livres gekostet. Andere verdiente Familien seien darüber ganz empört; wolle man so fortfahren, so würden Abscheu und Unzufriedenheit alle Grenzen übersteigen. Aber die Polignacs blieben unersättlich und machten aus der Herzogin das Werkzeug ihrer Macht und ihrer Geldgier; wenn diese den Hof zu verlassen drohte, fiel ihr die Königin in Tränen zu Füßen, bat sie, zu bleiben, und bewilligte alles, was die Freundin für die Ihrigen begehrte. Marie Antoinette wünschte für sich Intimität, freien Austausch der Gedanken, Befreiung von der Etikette, Zerstreuung und Vergnügen. Auch um den Preis frivoler Gespräche und Klatschgeschichten aus der Hauptstadt. Ging freilich ihre Umgebung darin zu weit, so fehlen die Zeugnisse nicht, daß sie ihr Schweigen aufzuerlegen wußte. Aber der Ton blieb schlecht und der Würde einer jungen Königin in keiner Weise angemessen.

Um dieselbe Zeit, 1775, schenkte der König seiner Gemahlin das Schlößchen Trianon, ganz nahe bei Versailles. Le petit Trianon, wie man es nannte, war abwechselnd von Königin Maria Leszczynska, Madame de Pompadour, Madame du Barry besucht, aber in seiner damaligen Gestalt erst 1768 vollendet worden. Der guten Lage seines Parks verdankte es die Vorliebe der Gartenkünstler. Marie Antoinette, die nichts oder doch sehr wenig las, stand dennoch, wie diese ganze Welt und Ge-

sellschaft, unbewußt unter dem Bann der Ideen, die seit J. J. Rousseaus „Emile“, der „Neuen Heloïse“ und dem „Sozialkontrakt“ sich der Gemüter bemächtigt hatten. Man war, vom Leben in Reifrock und Puder, bei Lampenlicht und Prunk übersättigt, zur Schätzung der einfachen Freuden des Landlebens zurückgekehrt. Richtiger gesagt, man wollte die einen nicht missen, die andern dazu genießen. Diese Schäferlaunen kamen den Wünschen der jungen Monarchin entgegen. In Versailles behindert, jetzt völlig von ihren Tanten, denen der König ebenfalls eine ländliche Residenz, Bellevue, geschenkt hatte, emanzipiert, dachte Marie Antoinette es sich reizend, in Trianon einen Hausstand nach ihrem Sinn zu schaffen, wohin sie flüchten und ihr Dasein nach ihrer Weise einrichten konnte. So geschah es. Die steifen Alleen, die majestätischen Fontänen, die zugestutzten Hecken der Gartenkunst und Baumarchitektur Le Nôtres fielen. Englische Anlagen, über Felsen stürzende Wasserfälle, Wiesen, Gebüsch, freie Perspektiven mit der Aussicht auf den Liebestempel, in dem der kleine Gott Bouchardons, von Rosenhecken umgeben, lächelnd winkte, entstanden zuerst, nicht schnell genug für der Herrin Wünsche. Am Ufer eines Sees, über den schlanke Barken glitten, erhob sich das Belvedere, eine entzückende Schöpfung von Architekten, Bildhauern und Malern. Die aus zwölf Hütten bestehende Farm belebte sich mit Hühnern, Tauben, Ziegen und Milchkühen. Das Schloß selbst

blieb vorläufig im alten, einfachen Stand. Man soupierte nur zuweilen dort, wenn der König von der Jagd heimkehrte, in kleiner, auserlesener Gesellschaft; Trianon blieb ja überhaupt immer zu klein, um viele Gäste aufzunehmen. Erst im Jahre 1779, nach einer Neuschmückung der Gemächer, konnte Marie Antoinette unter dem Dach ihres Lieblingsbesitzes wohnen bleiben. Der Hofhalt blieb auch dann ausgeschlossen. Sie aber glaubte sich eine harmlose Spielerei zu gönnen und verfiel in den Irrtum der Großen, die nicht zu rechnen wissen und kostbare Liebhabereien mit Einfachheit verwechseln. Trianon kostete nach und nach ungeheuere Beträge.

Ludwig XVI. schätzte Turgot. „Nur er und ich lieben das Volk," pflegte er zu sagen. Von seinem persönlichen Budget und jenem seines militärischen Hauses ließ er anstandslos Millionen streichen. Aber Turgot erhob jetzt Einspruch gegen die Verschwendungen der Königin, vor allem in Trianon, und forderte dadurch ihren offenen Widerstand heraus. Sie war von Feinden des Ministers umgeben, dessen wichtigste Edikte, die Abschaffung der Fronden und Korporationen, gegen den Widerstand des Parlamentes eben damals vom König durchgesetzt wurden. Auch Maurepas fand Turgot, obwohl er es war, der die Aufmerksamkeit des Königs auf ihn gelenkt hatte, schon längst zu mächtig und infolgedessen gefährlich. Die Hofkabale bot den Einfluß der Königin zunächst in einer Personenfrage auf.

Graf de Guines, Botschafter Frankreichs in London, führte einen skandalösen Prozeß gegen seinen Sekretär. Sie beschuldigten sich gegenseitig, auf Kosten des Staats in Geldgeschäfte sich eingelassen zu haben. Überdies stand Guines auf dem Punkt, den Frieden mit Spanien durch seinen Leichtsinn zu gefährden. Vergennes, von Turgot unterstützt, rief ihn ab. Aber Guines gehörte zur Partei Choiseul. Es gelang Besenval und andern, ihn der Königin als ein Opfer der Gegner von Choiseul darzustellen, worauf sie ihren Gatten bewog, dem Grafen Guines, gegen Vergennes' Einspruch, Staatsdokumente zur Veröffentlichung und zur eigenen Rechtfertigung zu überlassen. Das sei „ihr Werk", rühmte sie in Briefen an einen alten Freund ihres Hauses, den Grafen Rosenberg in Wien. Kaunitz klagte ernstlich besorgt „über die wachsenden Unvorsichtigkeiten der liebenswürdigen kleinen Königin". Der Hof murrte; selbst die Damen sprachen bereits, wenn ihnen eine Maßregel nicht gefiel, von einer Verletzung der Bürgerrechte. Die Freisprechung von Guines, an der Marie Antoinette nicht unbeteiligt war, wurde als Rechtsbruch verurteilt. Sie aber forderte jetzt von Ludwig XVI. den Rücktritt Turgots und wollte ihn veranlassen, den Minister in die Bastille zu schicken, während Guines den Herzogstitel erhielt. „Es bedurfte," sagt Mercy, „der stärksten und nachhaltigsten Vorstellungen, um ihrem Zorn Einhalt zu tun." Das war der folgen-

schwerste ihrer Fehler und der Zeitpunkt in ihrem Leben, wo, wieder nach Mercys Worten, „die Vernunft versagte". Um so mehr geziemt es sich, zu betonen, daß der Adel, die Parlamente, der Klerus, das Volk – sie alle der Königin Mitschuldige waren. Ihr Widerstand gegen Turgot erschöpfte schließlich die Widerstandskraft des Monarchen. „Wie sind Sie glücklich, warum kann ich nicht auch gehen?" bemerkte er zu Malesherbes, der am 12. Mai 1776 seine Entlassung nahm. Am folgenden Tag erhielt Turgot den Befehl, sich zurückzuziehen. Die geölten Billardkugeln, aus denen nach dem Wort des königlichen Bruders, des Grafen von Provence, der Charakter Ludwigs XVI. bestand, waren auseinandergerollt. Zwei Monate später schrieb Kaiser Joseph: „Sie mischen sich darein, liebe Schwester, Minister abzusetzen ... Haben Sie erwogen, mit welchem Recht Sie sich an der Regierung der französischen Monarchie beteiligen; haben Sie Vorstudien gemacht?" Die Rüge kam zu spät. Der Mann, der allein die Einsicht und den Willen besaß, die Rechnung der Monarchie mit der Vergangenheit zu begleichen, indem er durch einen letzten und höchsten Akt königlicher Despotie die Nation zur Freiheit, die regierenden Gewalten zur Gerechtigkeit zwingen wollte, dieser Mann fiel unter dem Jubel der Pariser, unter dem Einverständnis der Mehrheit der Nation dem Haß der geschädigten Interessen zum Opfer, deren Werkzeug Marie Antoinette geworden war.

Noch erfreute sich die zwanzigjährige Königin der Popularität. Niemand in ihrer Umgebung war scharfblickend genug, die Zeichen der Zeit für sie zu lesen. Sechs Jahre war sie jetzt von der Mutter getrennt, die früh gealtert, mehr und mehr von Regierungssorgen und schlimmen Ahnungen dieser Tochter wegen bedrückt, in deren Daseinsfreude unwillkommene, lästig empfundene Worte des Vorwurfs warf. Stets erhielt sie Versicherungen der Liebe und des Gehorsams, aber auch Ausflüchte oder Rechtfertigungsversuche, die sie nicht täuschten. Aus den Briefen der Kaiserin gewinnt man den Eindruck, daß sie sich trotz aller Informationen des treuen und klugen Mercy, trotz der Berichte Vermonds kein richtiges Bild der Zustände am Hof von Versailles machen konnte. Aus politischen Gründen hatte sie, wie bereits gesagt, zu Lebzeiten Ludwigs XV. zu peinlichen Zugeständnissen in bezug auf die du Barry, auf d'Aiguillon geraten, den Einfluß der Tanten auf die junge Dauphine abwechselnd unterstützt und dann gegen jene gearbeitet, als es ihr klar wurde, daß die königlichen Damen die österreichische Allianz bekämpften. Die Mittel wechselten: es blieb aber beim Entschluß, die Königin zur Trägerin der österreichischen Interessen zu machen. Mercys Briefe sind von der Überzeugung erfüllt, der König sei schwach und unzuverlässig und werde stets in Abhängigkeit von irgend jemand sein; diese Persönlichkeit müsse mehr und mehr seine

Frau werden; von ihr, ihrer Klugheit, ihrem Geschick hänge alles ab. Sie sei vor die Aufgabe gestellt, den Gatten zu regieren, ohne daß er es bemerke, sie könne und müsse andere Einflüsse von ihm fernhalten. Sie habe geäußert, jede Entfremdung, jedes Mißverständnis zwischen den beiden Höfen mache sie unglücklich. Allein dennoch sei eine fortgesetzte Aufmerksamkeit in politischen Fragen von ihr nicht zu erreichen, es sei denn es gelänge, „sie von Kopf zu Fuß umzuändern". So dachte und schrieb Mercy, so bestätigte Vermond. Von Kaiser Joseph wie von der kaiserlichen Mutter wurde die Königin stets gemahnt, das deutsche Wesen nicht zu vergessen, deutschen Besuchern mit besonderer Gnade entgegenzukommen, „des deutschen Blutes sich nicht zu schämen", nicht ganz und gar Französin zu werden. Trotzdem konnte schon 1775 Marie Antoinette die deutsche Muttersprache nicht mehr lesen und schreiben, ja kaum mehr verstehen. Ein deutscher Brief Kaiser Josephs mußte ihr von Mercy übersetzt werden. Man kam in Wien zur Einsicht, es sei notwendig, die Fühlung mit ihr durch verwandtschaftliche Besuche herzustellen.

Ihr jüngster Bruder Maximilian, später Kurfürst-Erzbischof von Köln, erschien, vom Grafen Rosenberg begleitet, unter dem Namen eines Grafen von Burgau im Februar 1775 zu Versailles. Der achtzehnjährige Erzherzog war unbedeutend und sehr taktlos. „Ich möchte Sie nicht berauben," sagte er zu Buffon, als dieser

ihm beim Besuch des Jardin des Plantes ein Exemplar seiner Werke anbot. Man gab ihm kostspielige Feste. Der König, der ihn wie einen Bruder behandelte, verlangte trotz des vom Erzherzog bewahrten Inkognito von den Orléans, Condé und Conti, Prinzen von Geblüt, ihm den ersten Besuch zu machen. Der Herzog von Orléans geriet mit der Königin darüber in Streit. „Die Prinzen," erwiderte sie, „wird also mein Bruder leider nicht kennen lernen; aber er hat in Paris in kurzer Zeit so vieles andere zu sehen, er wird sie zu entbehren wissen." Der Vorfall wurde bekannt, und Paris jubelte den Prinzen zu, als sie sich in der Hauptstadt zeigten.

Das Haus Orléans vergaß nicht. Die beiden Brüder des Königs, Ludwig Anton, Graf von Provence, „Monsieur" genannt, und Karl Graf von Artois schadeten aber, jeder auf seine Weise, ungleich mehr. Monsieur, ein kalter, egoistischer Verstandesmensch, der Königin persönlich abgeneigt, machte seine geistige Überlegenheit geltend und intrigierte im stillen. Einem Schmeichler, der des Königs Fähigkeiten lobte, erwiderte selbst der bescheidene, friedfertige Ludwig XVI. gereizt: „Sie irren sich; nicht ich, mein Bruder Provence hat Verstand." Bei den Festen der Königin fehlte häufig und in auffälliger Weise die Gattin von Monsieur. Man vermutet auch seine Mitwissenschaft bei den ersten Schmähschriften gegen Marie Antoinette. Zum offenen Bruch aber ließ er es niemals kommen. Er war immer da, nie ein

offener Gegner, stets ein mißbilligender, wo nicht ein feindseliger Zeuge. – Viel schädlicher als die Gegnerschaft von Monsieur erwies sich jedoch die Zuneigung des Grafen von Artois. In den siebziger Jahren ist er der gute Kamerad, der unzertrennliche Genosse und Organisator der Vergnügungen seiner königlichen Schwägerin. Er ist es, der die nach englischem Beispiel in die Mode gekommenen Pferderennen mit ihr besucht und dadurch veranlaßt, daß hohe Wetten eingegangen werden, daß die Königin in Berührung mit recht zweifelhaften Elementen, und zwar in der Öffentlichkeit gerät, die den König, der die Rennen haßte, nicht an der Seite seiner Gemahlin sieht. Dasselbe gilt von Ausflügen zu Wagen und in Schlitten, bei denen der Graf von Artois die Pferde lenkt und Marie Antoinette mit der Herzogin von Lamballe, häufig ohne ihr offizielles Gefolge, gesehen wird. Gegen den Brauch des Hofes begibt sie sich auf den Ball des Herzogs von Orléans ins Palais Royal. Die Opernbälle, das Stelldichein der vornehmen Gesellschaft, besucht sie mit ihren beiden Schwägern, nicht ohne Begleitung von Hofleuten, aber in der Maske, intrigiert mit Vorliebe anwesende Fremde von Auszeichnung und muß sich eines Tags von einer dieser Masken sagen lassen, es zieme einer guten Frau, bei ihrem Manne zu Hause zu bleiben, statt Bälle zu besuchen. Durch Mercys Berichte davon in Kenntnis gesetzt, äußert Maria Theresia

tiefe Betrübnis über diese Art von Unterhaltungen, denen sowohl der König als die Schwägerinnen ihrer Tochter fern blieben. Der König, antwortet Marie Antoinette, ist einverstanden, er ermutigt mich dazu: wo ist dann das Übel?

Es bilden sich Legenden; es ertönen Spottlieder; beleidigende Flugschriften erscheinen. Ins Ungeheuerliche wird übertrieben, was die Königin an Schmuck und Toiletten verausgabt. Madame Campan sagt bestimmt, sie sei anfangs nicht nur nicht verschwenderisch, sondern „das Gegenteil, bis zur Knauserei“ gewesen. Maria Theresia, die der Tochter 1772 1000 Dukaten jährlich für Almosen zur Verfügung stellt, klagt gleichfalls, daß sie die Summe nicht verwende, daß sie als Dauphine sich zu wenig großmütig gezeigt habe, daß sie nun aber als Königin ihre Finanzen in Unordnung bringe und ins Maßlose verschwende. „Eine Herrscherin,“ schrieb sorgenvoll die Kaiserin, „erniedrigt sich durch übermäßigen Luxus, durch ungeheure Ausgaben, und das in solchen Zeiten! Ich kann nicht schweigen, wenn ich einen solchen Leichtsinn sehe, denn ich liebe mein Kind und darf ihm nicht schmeicheln.“ Ihre Freunde nutzen der Königin Gutherzigkeit und ihren Leichtsinn in Geldsachen aber nicht nur aus, sie plündern Marie Antoinette, sie sind es auch, die ihren Ruf gefährden. Der fünfundfünfzigjährige Besenval, dessen weißes Haar ihn in ihren Augen ganz ungefährlich erscheinen läßt, mißbraucht die intimsten Mit-

teilungen, die sie ihm unvorsichtigerweise eines Tags gemacht hat, und fällt ihr mit einer Liebeserklärung zu Füßen. Ähnliches wagte Lauzun, der spätere Herzog von Biron. Beiden weist die entrüstete Königin die Tür, worauf Biron ihr erklärter Feind wird. Auch andere Episoden, die in den Aufzeichnungen ihrer Kammerfrau, Madame Campan, wiedergegeben sind, beutete die Verleumdung wider Marie Antoinette aus. Eines Abends, zu später Stunde, fuhr sie nach Paris, auf den Ball. Infolge eines Radbruchs mußte sie mit ihrer Begleiterin, der Herzogin von Luynes, aussteigen und in einem Laden warten, bis ein Fiaker gefunden wurde, der beide Damen, die maskiert waren, in die Oper brachte, wo die Königin arglos den ihr zugestoßenen Unfall erzählt. Ein anderes Mal begibt sie sich, um der Sonnenhitze in ihren Gemächern zu entgehen, mit den Prinzessinnen auf die Terrasse von Versailles. Es dunkelt bereits; die Terrasse ist beleuchtet, die Musik spielt, das Volk wird, dem Brauch entsprechend, zugelassen. Aber Unbekannte drängen sich wiederholt bis zur Königin, die sie ansprechen, heran, und der an sich harmlose Vorfall wird später entstellt und zum Beweis herangezogen, daß es leicht sei, der Souveränin im Park von Versailles zu begegnen. Ähnliches geschieht bei Anlaß eines Morgenausflugs der Königin, die den Sonnenaufgang sehen will. Je weniger sie an Unrecht denkt oder Unrecht tut, desto unvorsichtiger han-

delt sie, desto unzugänglicher erweist sie sich den Ratschlägen der Klugheit. Es kam hinzu, daß sie das empfindliche Nationalgefühl der Franzosen, die bereits Trianon in „le petit Vienne“ umtauften, durch die Bevorzugung der Fremden verletzte: „Es sind die einzigen, die nichts von mir begehren,“ erwiderte Marie Antoinette dem Grafen de la Marck, der Bedenken darüber nicht unterdrückte. Diese Freunde aus dem Auslande waren, neben dem eifersüchtig beobachtenden Mercy selbst, zunächst zwei geistreiche, liebenswürdige Belgier von vornehmer Geburt, der oben genannte Auguste d'Aremberg, Graf de la Marck, und der wohlbekannte Fürst de Ligne; dann der Ungar Graf Valentin Esterhazy, der — ebenso häßlich wie angenehm — des besondern Vertrauens der Königin sich erfreut und dem der König seine Schulden zahlt. Besonders willkommen aber waren einzelne Schweden. Die Unterstützung Frankreichs hatte dem jungen König Gustaf III. den Staatsstreich von 1772 ermöglicht, durch den er, gegen Rußlands, Preußens und Dänemarks feindselige Absichten, die königliche Autorität wieder herstellte. Von da an blieb Schweden Frankreichs treuer Verbündeter. Gustaf III. und seine Landsleute wurden, wenn sie nach Paris kamen, mit besonderer Auszeichnung behandelt. Bereits 1774 erschien zu kurzem Aufenthalt am Hof Ludwigs XV. der neunzehnjährige Sohn des Senators Grafen Fersen, des Hauptes eines der vor-

nehmsten Geschlechter Schwedens. Er erhielt, seiner gewinnenden Erscheinung wegen, bei Hof den Beinamen „der schöne Fersen“ und vom König ein Offizierspatent im Regiment Royal-Bavière. „Das ist ja eine alte Bekanntschaft,“ sagte huldvoll die Königin, als er 1778 aus Schweden wiederkehrte. Schon bei Gelegenheit seines ersten Erscheinens hatte Gustafs III. Gesandter, Graf Creutz, die edle Gesinnung und vortreffliche Haltung des jungen Mannes gelobt. Fersen war sehr zurückhaltend, ernst, fast melancholisch. Marie Antoinette sah ihn gern und zeichnete ihn aus. Man wollte bemerkt haben, daß sie ihre Blicke mit kaum unterdrückter Bewegung auf Fersen richtete, als sie am Klavier die Strophe aus der Oper „Dido“ sang:

„Ah que je fus bien inspirée
Quand je vous reçus dans ma cour.“

Kurz darauf schloß sich der junge Mann den französischen Edelleuten an, die in unüberlegtem Enthusiasmus für die Sache der gegen England kämpfenden amerikanischen Kolonien diesen über das Meer zu Hilfe eilten.

Am 10. April 1779 schrieb Creutz seinem König: „Der junge Graf Fersen ist, ich muß es Ihro Majestät gestehen, von der Königin so gern gesehen worden, daß verschiedene Personen Anstoß daran nahmen. Ich selbst kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß sie Neigung für ihn empfand, denn ich habe zu unzweideutige

Anzeichen davon gesehen, um es zu bezweifeln. Sein Benehmen unter diesen Umständen verdient Bewunderung, so bescheiden und zurückhaltend ist er gewesen, und sein Entschluß, nach Amerika zu gehen, entfernte jede Gefahr; aber um einer solchen Verlockung zu entgehen, bedurfte er einer weit über seine Jahre reichenden Willenskraft. Während der letzten Tage verwandte die Königin die Augen nicht von ihm, und diese waren mit Tränen gefüllt. Ich beschwöre Eure Majestät, der Königin und des Senators Fersen wegen, mir das strengste Geheimnis zu bewahren. Als die Nachricht von seiner bevorstehenden Abreise sich verbreitete, sagte die Herzogin von Fitz-James zu ihm: ‚Wie, so geben Sie Ihre Eroberung auf?‘ ‚Wenn ich eine solche gemacht hätte,‘ erwiderte er, ‚würde ich sie nicht aufgeben; ich scheide als freier Mann und leider von niemandem beklagt.‘ Eure Majestät werden zugeben, daß eine solche Antwort von seltener Klugheit und Selbstbeherrschung eingeflößt war.“

Erst im Jahre 1785 kehrte Graf Fersen, jetzt Oberst seines französischen Regimentes, nach Paris zurück, wo Gustaf III. ein Heiratsprojekt mit Fräulein Necker, der später berühmten Frau von Staël, für ihn befürwortete. Die Königin empfahl ihn bei Gelegenheit von Gustafs Anwesenheit in der französischen Hauptstadt, 1784, der Gunst seines Königs in dieser Angelegenheit. Aber Fersen freite nie. In den Tagen des Unglücks sollte ihn Marie Antoinette wieder an

ihrer Seite finden. Aus den Reihen der Genossen ihrer frivolen Jugendjahre erstanden die Feinde, die verletzte Eigenliebe an ihr rächten; Treue und Aufopferung sollte sie fast nur bei Fremden finden.

Seit Turgots Sturz blieb die Königin den inneren öffentlichen Angelegenheiten fern. Die Not des Staatshaushalts trieb den über achtzig Jahre alten Maurepas nach verfehlten Versuchen zur Wahl des Genfer Protestanten und Bankiers Necker, dessen Ernennung der König am 22. Oktober 1776 unterzeichnete. Der Hof blieb auch diesem Reformminister immer feindlich gesinnt, schmeichelte sich jedoch mit der Hoffnung, ein solches Finanzgenie werde auch ohne schmerzende Ersparnisse zum Ziel kommen. Die öffentliche Meinung lähmte jedoch Neckers ehrlichen Willen, das Finanz- und Steuerwesen zu ordnen und die Budgete ins Gleichgewicht zu bringen, indem sie die Kriegserklärung gegen England im Widerspruch zu des Königs Ratgebern 1778 durchsetzte.

Auch Marie Antoinette schwärmte für den Krieg gegen England; sie hatte bereits 1773 an die Kaiserin geschrieben, „wie Friedrich der Große ein schlimmer Nachbar für Österreich, so seien es die Engländer für die Franzosen: nie habe das Meer sie verhindert, ihnen auf jede Weise zu schaden“. Solche Äußerungen beruhten bei der Königin auf momentanen Eindrücken, nicht auf selbständigem Urteil oder Kenntnis der Verhältnisse. Sie wußte nicht, welche geistigen Mächte die Zeit beherrschten. Kein Wort von ihr

verrät, daß sie dem klarsten, überlegensten Geist des achtzehnten französischen Jahrhunderts, Montesquieu, jemals Beachtung geschenkt habe. Die ganze Literatur der Zeit, die nicht zum wenigsten durch geistreiche Frauen, die für Jean Jacques Rousseau schwärmten, aber auch politische und wissenschaftliche Probleme mit leidenschaftlichem Interesse besprachen und verfolgten, Herrschaft über die Geister errang, ging spurlos an der Königin vorüber. Der Mutter, die in ihren Briefen stets wieder die Notwendigkeit geistiger Beschäftigung betonte, nennt sie Humes „Englische Geschichte" und ein paar ernstere Bücher, die Vermond vorzulesen versuchte. „Mit Ausnahme einiger Romane," schreibt jedoch kaum übertreibend Besenval, „hat sie nie ein Buch aufgeschlagen." „Die Königin der Mode," so wurde sie genannt. „Keine Federn im Haar; was bedarf es solcher Narrheiten, wo natürliche Reize und vornehme Einfachheit dem Rang und der Würde einer hübschen jungen Königin soviel besser entsprechen," bat und mahnte die Kaiserin. Sie predigte tauben Ohren. „Ich kann nicht allein abseits bleiben," erwiderte die Tochter; „ich folge nur den andern." Es gab Damen, die ganze Landschaften mit Wasserfällen in Miniatur auf dem Kopfe trugen. Haarkünstler bauten der Herzogin von Orléans, damals noch Herzogin von Chartres, einen Kopfputz mit dem Bild ihres Sohnes in den Armen seiner Amme, daneben einen jungen Neger mit einem Papagei,

der Kirschen fraß! Soweit ging Marie Antoinette nicht, aber auch sie trug fünfzig Zoll hohe Frisuren mit Edelsteinen, Blumen, Federn und Bändern geschmückt, so hoch, daß die Türen erhöht werden mußten, weil die Damen sonst nicht hindurchgehen konnten. Die Besprechungen mit der Kleidermacherin, Mademoiselle Bertin, nahmen fast täglich Stunden in Anspruch. Die Stoffe wurden nach der blonden Haarfarbe der Königin gefärbt und benannt, oder sie hießen Flohbraun und wurden nach Rücken, Bauch, Kopf usw. der Flöhe gefärbt. Die Reifröcke erreichten einen solchen Umfang, daß viele Meter von Blumengewinden und kostbaren Spitzen zur Ausschmückung verwendet wurden. Dank ihrer schönen Gestalt, ihrer wunderbaren Hautfarbe, ist Marie Antoinette von keiner andern Frau des Hofes verdunkelt worden. Der englische Staatsmann Horace Walpole, der häufig nach Paris kam, beschreibt sie: „ruhend, die Statue der Schönheit; die Grazie in Gestalt, wenn sie sich bewegt. Neben ihr verblassen andere Frauen“. Burke gewinnt denselben Eindruck und wird, zur dunkelsten Stunde, ihr Ritter sein. War Marie Antoinette geistig unbeteiligt an dem Gedankenringen dieser rastlosen Zeit, so ist der Einfluß der Königin auf die Künste doch nicht zu unterschätzen.

Trianon tritt mehr und mehr in den Vordergrund, je unerträglicher die Etikette und die Verpflichtungen von Versailles ihr werden. Alles,

vom Augenblick des Aufstehens um acht Uhr morgens an, ist dieser Etikette unterworfen. Ein umständliches Zeremoniell begleitet sie ins Bad. Die nächsten Stunden allerdings gehören ihr. Sie arbeitet mit der Nadel, schreibt Briefe, berät mit Madame Bertin. Die Toilette für den Mittag aber vollzieht sich wieder öffentlich. Nur Prinzessinnen des Geblüts, wenn solche anwesend sind, dürfen das Hemd reichen. Es kommt vor, daß die Königin, vor Kälte schlotternd, im Schlafmantel gehüllt, warten muß, bis das Kleidungsstück, von Hand zu Hand gehend, zu ihr gelangt. Bei der Frisur ist der Hof anwesend. In feierlichem Zug geht es in die Kapelle zur Messe. Bei Tisch speist die Königin, die nie Wein trinkt und sehr mäßig ist, mit dem König allein. Nur die vornehmsten Damen bedienen. Wünscht sie ein Glas Wasser, so geht auch dieses durch viele Hände. Die Abendfeste aber arrangiert die Königin und verfällt dabei ins andere Extrem, die Etikette zu sehr hintanzusetzen und nur die Personen, die sich ihrer Vorliebe erfreuen, zu bevorzugen. „Er tanzt zu schlecht," erwidert sie dem König, der einen vornehmen Herrn auf ihren Einladungslisten vermißt. „Dann muß ja auch ich wegbleiben?" bemerkt er lächelnd. Das steife Menuett wird durch Rundtänze ersetzt, auf den Bällen an kleinen Tischen soupiert. Fontainebleau wird ein Lieblingsaufenthalt der Königin. Dort und zu Versailles ist das Theater aufgeschlagen; es wird im Jahre 1777 93 mal gespielt; Opern

wechseln mit Komödien ab; Sänger und Schauspieler kommen aus Paris und werden verschwenderisch belohnt. Glucks „Iphigenie" erlebt eine berühmte Vorstellung zu Fontainebleau; für die Wiedergabe der Werke Mozarts, Sacchinis, Piccinis, Grétrys verwendet Marie Antoinette die besten deutschen und einheimischen Kräfte.

Bei all dem kann sie nicht verhindern, daß die Intrigen, die gekränkten Eitelkeiten, die Habsucht der einen, die betrogenen Erwartungen der andern nur zu oft zu offenem Streit führen. Die Prinzessin von Lamballe, durch Gräfin Jules de Polignac zurückgesetzt, zieht sich langsam vom Hof zurück. Madame de Noailles, jetzt Herzogin von Mouchy, legt, alt und müde geworden, ihre Stelle nieder. Die Gräfin Jules selbst bringt ihrer königlichen Freundin nicht das Opfer, ihre Gesellschaft nach deren Wunsch zu gestalten. Der Tag wird kommen, wo sie ihr entgegnen wird, die Ehre, sie in ihrem Salon zu empfangen, sei kein Grund, ihre eigenen Freunde von demselben auszuschließen. Die Königin ist es, die dem despotischen Vaudreuil, dem ihr antipathisch gewordenen Besenval weichen muß, weil sie die Freundin, der sie treu bleibt, lieber entbehren als in solcher Umgebung sehen will. Überdies warnt Mercy vor der Räuberbande der Polignacs; Kaunitz nennt sie geradezu „des fripons".

Der alte Hof, Madame Adelaïde an seiner Spitze, tadelt offen und bitter die Königin, die selbst wieder sich spottende Bemerkungen nicht

versagt. Einer der ersten Spottverse über sie zirkuliert in Paris:

Petite reine de vingt ans,
Qui traitez mal ici les gens,
Vous repasserez la Bavière ...

Ein Epigramm lautet:

La reine dit imprudemment
A Besenval, son confident:
„Mon mari est un pauvre sire."
L'autre répond d'un ton léger:
„Chacun le pense sans le dire,
Vous le dites sans y penser."

Nicht Vergnügungssucht allein, sondern die Unbefriedigung der jungen Frau in ihrer Ehe ist der wahre und tiefere Grund des Verhaltens der Königin. Sie entbehrt es schmerzlich, keine Kinder zu haben, sie liebt sie so sehr, daß sie sich beständig mit Kindern umgibt. Das Verhalten des Königs beschäftigt unaufhörlich ihre Umgebung und wird in einer für sie demütigenden Weise besprochen. Zuweilen läßt auch sie es an der gebotenen Zurückhaltung fehlen.

„Le pauvre homme" hat Marie Antoinette 1775, in einem Brief an Graf Rosenberg, ihren Gatten genannt; die Kaiserin, die davon hörte, war mit Recht entsetzt. Beaumarchais, der nicht nur Dramendichter, sondern auch politischer Agent ist, hat Maria Theresia bereits 1774 zu Wien ein Pamphlet unterbreitet, in dem der Königin verbrecherische Pläne zugemutet werden, um der Krone den vergebens erwarteten Erben zu

geben; er verlangt in Wien und Versailles Geld für diese Mitteilung. Kaunitz beschuldigt ihn, sie selbst in Umlauf gesetzt zu haben, und schickt ihn fort. Als dann dem Grafen von Artois 1775 der erste Sohn geboren wird, verraten Marie Antoinettes Briefe an Maria Theresia noch stärker ihren mit Würde getragenen, verborgenen Kummer; von jetzt an, mehr als je zuvor, wird es ihr Bedürfnis, in der Intimität eines kleinen, auserlesenen Kreises Entschädigung für das entbehrte Mutterglück zu finden. Trianon bleibt im Vordergrund der Interessen. Seine Gärten, sagt der englische Reisende Arthur Young, vereinigen die schönsten Pflanzen und Blumen der Erde; Gärtner und Botaniker wetteifern, sie zu schmücken. Der König pflügt selbst dort ein Stück Land; die Königin frühstückt im Freien, kennt jeden seltenen Baum, läßt Seen ausgraben, Quellen fassen, baut Pavillons, Tempel und künstliche Ruinen, überwacht die Milchwirtschaft, melkt eines Tages selbst Brünette und Blanchette, ihre Kühe, schafft ein kleines Paradies, „eine Schäferidylle, in welcher der Wolf fehlt", meint der Poet Chevalier de Boufflers. „Die Gärten Armidas," ergänzt der Fürst de Ligne, der selbst in Belgien einen der schönsten Parks nach Zeichnungen von Le Nôtre besitzt.

Der kleine Palast von Trianon hat denn auch „den Stil Marie Antoinette" verewigt. An den Wänden Tapeten und Bilder von Pater und Watteau, an den Decken mit Blumen-

gewinden spielende Genien, auf der blauen Seide der Möbel und Tentüren zarte Stickereien mit ländlichen und mythologischen Emblemen; im Speisesaal ein Parkett, das zu gegebener Stunde sich teilt und den gedeckten Tisch sich emporheben läßt, der, auf- und niedersteigend, die lästige Dienerschaft überflüssig macht. Überall die feinsten Schnitzereien, meist ganz weiß oder nur mäßig vergoldet; die kostbarsten Bronzen, die ausgesuchtesten Kunstwerke, das schönste Porzellan aus der Fabrik von Sèvres und aus dem Orient. Die Künstler, schreibt Mercy, haben ihr bestes Können aufgeboten; der König selbst liefert Eisengitter, die er geschmiedet hat; die Fabriken von Lyon erfinden neue Stoffe; der Geschmack der Königin vermeidet den Prunk und glänzt durch anscheinende Einfachheit, die in der Vollendung jedes Details zur höchsten Wirkung gelangt. Niemand als sie selbst und der kleine Dienst schlafen in Trianon; die Etikette fällt weg; die Herrin des Feenschlößchens kleidet sich in weiße, leichte Gewänder, in Perkalkleider, zu denen elsässische Manufakturen das Material liefern; sie gibt ländliche Feste, bei welchen die Eingeladenen um ein Uhr zu Tisch erscheinen und abends, nach dem Souper, wieder nach Versailles zurückkehren. Man lebt im Freien, ergeht sich in den Alleen des Parks, der bei eintretender Dunkelheit beleuchtet wird, unterhält sich mit Spielen und lebt nicht anders wie in einer glänzenden

Privatresidenz, deren Hausfrau die Königin ist. Unbefangene Beobachter, Mercy, Ligne, geben freilich ihre Bedenken gegen mancherlei bereits erwähnte Vorkommnisse, gegen die nächtlichen Feste insbesondere nicht auf, aber gleichzeitig loben sie die Würde und den edlen Anstand Marie Antoinettes, die liebenswürdige Aufmerksamkeit, mit der sie ihren Gästen entgegenkommt, den Ton, der in Trianon herrscht und der nach Mercys Worten von 1776 „dazu beitragen kann, die dem Hof geziemende Haltung zu fördern". Er wünscht nur Einschränkung der Kosten und rät, die Aufenthalte in Trianon nicht zu häufig zu wiederholen. Inzwischen hat sich Marie Antoinette der jüngsten Schwägerin, Madame Elisabeth, mit warmer Zuneigung angeschlossen. Die Schwester Ludwigs XVI. ist heiter, sehr fromm, nicht engherzig, von anziehenden Charaktereigenschaften. Nach der Verheiratung der älteren Schwester Clotilde mit dem Prinzen von Piemont vereinsamt, findet sie bei der Königin mütterlichen Schutz und teilt von 1775 ab das Familienleben der Geschwister. Unentbehrlich aber bleibt in Trianon der Graf von Artois. Er ist es, der das 1778 vollendete Theater leitet. „Der Barbier von Sevilla", „Alceste", J. J. Rousseaus „Devin du Village" werden in den Räumen gegeben, die, dieses Mal mit überschwenglichem Luxus ausgestattet, in Marmor, Gold, blauem Samt und kostbaren Seiden, mit Amoretten, Skulpturen,

Malereien geziert, der Kunst, vor allem der Musik eine bevorzugte Stätte schaffen. Auch nach Trianon werden die besten Pariser Künstler berufen; von 1780 an spielt die Königin, die eine hübsche Stimme und ein anmutiges „Dilettantentalent“ besitzt, selbst vor einem kleinen, zunächst auf die königliche Familie beschränkten Kreis, in dem der König nie fehlt und die Liebhaberei seiner Gattin unterstützt. Sie singt noch 1785 Rosinens Rolle im „Barbier“, der Graf von Artois die des Figaro, Vaudreuil den Almaviva. Beaumarchais' Sünden sind vergessen; er erscheint in Trianon.

In Paris beklatscht bereits 1784 jubelnd die vornehme Welt im „Mariage de Figaro“ den unsterblichen Dialog, der ihr das Todesurteil spricht: „Ich war zum Höfling geboren. – Man sagt, das Amt sei schwer auszufüllen. – Empfangen, Nehmen, Begehren, das ist, in drei Worten, das ganze Geheimnis.“ „Die Stelle verlangte einen Administrator, ein Tänzer hat sie erhalten.“ Und den Monolog: „Sie glauben, Herr Graf, ein großes Genie zu sein, weil Sie hochgeboren sind? Adel, Geld, Rang, Stellen, das alles macht so stolz! Was haben Sie denn dafür geleistet? Sie gaben sich die Mühe, geboren zu werden, und das ist alles.“

Wir haben den Jahren vorgegriffen.

Während der Hof sich vergnügt, sucht Necker, der auf jeden Gehalt verzichtet und schon als Bankherr dem Staat Vorschüsse gemacht hat, das

Schiff im Sturm zu lenken. Er ist Generaldirektor, nicht Minister der Finanzen. Der Ausländer und Protestant hat weder das Ansehen noch die Genialität Turgots. Auf Einführung weitgreifender Reformen muß er vorläufig verzichten. Immerhin gelingt es, 1779 die Aufhebung der Leibeigenschaft auf allen Krongütern, 1780 die Abschaffung der Tortur durchzusetzen. Der Krieg mit England zugunsten der amerikanischen Kolonien nötigt ihn jedoch zu Anleihen im Betrag von 1200 Millionen. Er vermeidet die Erhebung neuer Steuern und verweist die Gläubiger Frankreichs auf künftige Ersparnisse. Das Vertrauen in die Ehrlichkeit Neckers, dem das Ideal einer sittlichen Reform, die Verbindung der Moral mit der Politik vorschwebt, ist denn auch so groß, daß er von diesen Gläubigern immer neue Opfer fordern darf; aber er muß doch auch zu Experimenten seine Zuflucht nehmen, die ihm den Vorwurf zuziehen werden, er sei ein Börsenkünstler gewesen, „der die Möglichkeit, Schulden zu machen, für Reichtum ausgab". Der Stützpunkt Neckers ist nicht mehr Turgots aufgeklärte Despotie, sondern die öffentliche Meinung, die sich in Frankreich von der um die Mitte des Jahrhunderts herrschenden Bewunderung für englische Zustände zur Begeisterung für politische Freiheit nach amerikanischer Lehre gewandelt hat. Parlamente und Generalstaaten sind in Neckers Augen „veraltete Kombinationen"; in seinen Schriften tritt die Vor-

liebe für den Föderativstaat zutage. Er widerstrebt der Berufung der Stände des Reichs und will das Besteuerungsrecht für die Krone wahren, „nicht einschränken, sondern nur in seiner Ausübung regeln". Neckers eigenstes Werk, die Einführung der Provinzialversammlungen, von 1778 datiert, beruht auf der Vertretung der drei Stände, aber mit der wesentlichen Veränderung, dem dritten Stand ebensoviele Stimmen wie Adel und Klerus zusammen zu geben, ein Plan, den schon Fénelon in Vorschlag gebracht hatte. Der König gab nicht ohne Bedenken seine Zustimmung. Die wichtigsten Befugnisse der neuen Einrichtung dieser Provinzialvertretungen galten der Erhebung und gerechten Verteilung der Steuern, der Überwachung der Straßenbauten und Wohltätigkeitsanstalten, der Förderung des Handels und der Industrie. Ihre Tätigkeit, die sich vorerst auf nur wenige Provinzen erstreckt, ist der lichte Punkt in der Geschichte von Ludwigs XVI. Regierung. Die auswärtigen Angelegenheiten bleiben Neckers Einfluß gänzlich entzogen und werden von Vergennes geleitet. Dieser hält an der Politik des Familienpaktes, an der Allianz mit Spanien fest; er ermutigt die Amerikaner, rüstet zum Krieg, betraut Beaumarchais mit der geheimen Mission, unter der Anonymität eines Privatunternehmers Waffen und Geld den Insurgenten zu liefern, wirbt um Spaniens Unterstützung und zögert nur angesichts der Berichte über englische Siege. Der zwanzigjährige La

Fayette und eine Anzahl junger Leute mit ihm schiffen sich im März 1777 nach Amerika ein, ein Theatercoup, der den Enthusiasmus der Franzosen hell auflodern läßt. Im selben Maß wie die Teilnahme sich der jungen Republik über dem Meere zuwendet, verliert aber die österreichische Allianz an Boden. Vergennes erklärt Ludwig XVI., „selbst der Gewinn der belgischen Provinzen wäre kein Äquivalent für die geringste Gebietsvergrößerung des Kaiserstaates". Durch friedliche Vermittlung zwischen den Nationen hofft er Frankreichs alte Beziehungen zu Polen und der Türkei wiederherzustellen, den verlornen Einfluß auf Kosten des österreichischen Systems zurückzugewinnen.

Da trifft, am 18. April 1777, unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein, Kaiser Joseph II. in Paris ein. Die seit Jahren geplante Reise erfolgt, gegen den Wunsch Maria Theresias, ohne offizielles Gepränge, mit gesuchter Einfachheit. In der Hauptstadt ist der Kaiser Mercys Gast, zu Versailles steigt er im Hotel du Juste ab, bedient sich eines Mietwagens und wünscht seine Schwester allein, „ohne die Notwendigkeit des Komödienspielens" zu begrüßen. Nicht ohne Bangen, in begreiflicher Spannung, hat die Königin der Begegnung mit dem 14 Jahre älteren, in seinen Briefen streng, zuweilen fast hart sich äußernden Bruder entgegengesehen. Am Tag nach seiner Ankunft in Paris sieht sie ihn. Vermond führt den Kaiser

ein. Die Geschwister umarmen sich in tiefer Bewegung. Joseph ist gewonnen. Er erklärt, sich wieder verheiraten zu wollen, wenn er eine Frau findet, die der Schwester gleicht. Der König überwindet sich und spricht verbindliche Worte. Zu Trianon bereitet Marie Antoinette dem Bruder ein glänzendes Fest. In der Oper zu Paris empfängt das Publikum während der Vorstellung von Glucks „Iphigenie in Aulis" sie und den Kaiser mit Beifallsbezeugungen, die sich bei dem Chorgesang „Chantons, célébrons notre Reine" zu stürmischen Huldigungen steigern. Das einfache Auftreten des Herrschers, sein Interesse an allen öffentlichen Dingen vermehren seine Popularität. Man läßt es hingehen, daß er an Personen und Einrichtungen eine derbe, zuweilen spöttische Kritik übt. Der König hört es gern, wenn er, wie übrigens auch Maria Theresia selbst und Fürst Kaunitz, Choiseuls Fall nicht beklagt, „weil sein unruhiger Kopf das Reich mit argen Verwicklungen bedrohte". Dafür sollte man sich später erinnern, wie auch Kaiser Joseph den Erzbischof von Toulouse, Loménie de Brienne, für eine große Kapazität hielt. Wie die kaiserliche Familie von Ludwig XVI. denkt, verrät u. a. Josephs II. Brief an seinen Bruder Leopold. Er nennt den König willensschwach, point imbécile, aber physisch und geistig apathisch, wenn auch vernünftig und von gesundem Urteil. In den Briefen an die Mutter, 1778 u. a., schreibt auch Marie Antoinette ganz offen die Haltung der



Ludwig XVI., die Königin und der Dauphin.
Kolorierter Stich nach einem Gemälde von P. Sauvage vom Jahre 1793.

französischen Staatsmänner der „extrême faiblesse du roi, au peu de confiance en lui-même“ zu.

Die übrigen Mitglieder des Königshauses beurteilt der Kaiser abfällig. Die Schwester aber gewinnt er aufrichtig lieb; es kostet ihm Gewalt, sich am 30. Mai von ihr loszureißen; sie bleibt „seine teure, schöne Königin“, — „eine tugendhafte, brave Frau, deren erste Regung immer gut ist, die, wenn sie nicht unbedacht wäre und schlimmen Eingebungen anderer, deren Zahl Legion ist, folgte, fehlerlos sein würde“. Je herzlicher seine Neigung zu ihr, desto weniger schont er Marie Antoinette. Er rügt, selbst in der Öffentlichkeit, ihre Handlungen; er sagt zu Mercy, wäre er Gatte der Königin, so würde er sie seinem Willen zu unterwerfen wissen; er erspart auch ihr selber seine Vorwürfe nicht, bis sie, in ihrem Stolz beleidigt, erwidert, der Mutter gegenüber vergesse sie nicht, was sie an Ehrfurcht ihr schulde, dem Bruder werde sie Rede stehen: ohne Streit, fügte sie halb scherzend, halb ärgerlich hinzu, würde es jedoch zwischen ihnen nicht abgehen. Aber auch sie liebt ihn und verspricht, seine Ratschläge, wenn auch langsam, zu befolgen, damit es nicht scheine, als handle sie unter seinem Druck. Was Joseph II. denkt, was er tadelt und geändert wissen will, legt er in einer Denkschrift nieder: „Réflexions données à la Reine de France“, die er beim Abschied ihr einhändigt und die einer Anklageschrift gegen sie gleichkommt. Sie ist aber gleichzeitig ihre Recht-

fertigung. Das Dokument hat einen intimen Charakter. Der kaiserliche Bruder würde nicht gezögert haben, der Schwester ernste Vorwürfe zu machen, hätte er Ursache dafür gehabt. Aber auch er nennt sie „eine brave Frau“ und findet nur Fehler des Verhaltens zu rügen, die, so ernst sie sind, ihre weibliche Tugend nicht verdächtigen:

Sie verdunkelt den König durch ihren Hang, zu kokettieren, zu glänzen; sie trägt seinen Neigungen nicht Rechnung, läßt ihn allein, um ihrerseits die Gesellschaft von Frauen aufzusuchen, deren Charakter nicht immer Achtung einflößt. Die Prinzessin von Lamballe, die Herzogin von Guémenée gehören, ebenso wie Gräfin Jules de Polignac, zu diesen Freundinnen. Die Spielwut des Hofes korrumpiert das sittliche Gefühl des Volkes. Der Besuch der Opernbälle ist ein Gegenstand des Anstoßes für alle wahren Freunde der Monarchie; er hat der Königin peinliche Erfahrungen zugezogen; eine ganze Nacht bleibt der König zu Versailles allein, während seine Frau sich in schlechter Gesellschaft „mit der Pariser Canaille vermischt“. Es zieme sich nicht, daß eine Monarchin mit jungen Leuten sich umgebe, spöttische Reden führe, daß sie neugierig um die Verhältnisse anderer sich kümmere, über sie aburteile und zudringlichen Bittstellern nicht widerstehen könne. „Der größte Gottesleugner sollte aus Politik sich fromm zeigen, mit Ehrfurcht und Sammlung in der Kirche sich verhalten.“ Die Nation ist nur zu bereit, die Schranken der Ehr-

furcht zu durchbrechen, „aus der Hand zu essen“; die Königin darf nie ihren Rang vergessen, nie ihre Gattenpflichten vernachlässigen. Das Alter kommt. „Was soll aus ihr werden, wenn sie zögert? Eine unglückliche Frau, eine unglückliche Fürstin, die den Bruder in der Seele verwundet, weil er sie mehr als sonst jemanden auf Erden liebt und sich niemals darein ergeben wird, sie nicht glücklich zu wissen.“

Es sind ernste, eindringliche Ratschläge, die kurze Wirkung üben und dann wieder vergessen werden. Die Königin läßt sich noch 1779 zu einer unüberlegten, später aufs schlimmste gegen sie ausgebeuteten Handlung hinreißen. Zu Trianon an den Masern erkrankt und vom König, für den man die Ansteckung fürchtet, getrennt, gestattet sie einigen Edelleuten, ses veilleurs, wie man sie nannte, Coigny, Guines, Esterhazy, Besenval, den Zutritt in ihr Schlafgemach, um ihr während der Rekonvaleszenz die Zeit zu vertreiben. Der König wußte zwar davon, auch waren Damen anwesend, und Mercy erreichte wenigstens, daß die Herren am Abend gegen elf Uhr sich zurückzogen. Der schlimme Eindruck blieb dennoch. Auch das Spiel dauerte fort, und die Kaiserin erhob nach wie vor vergebens Einspruch gegen die Leidenschaft der Königin für das Reiten, das ihre Gesundheit gefährden konnte.

Kaiser Josephs Besuch wurde in anderer Richtung zum Wendepunkt in den Geschicken seiner Schwester. Er hatte das Vertrauen des

Königs gewonnen und ihn bestimmt, sich ärztlicher Hilfe zu bedienen. Marie Antoinette kann jetzt hoffen, Mutter zu werden.

Aber es bleibt ein Unheil für sie, daß sie im politischen Spiel des Kaiserhauses ein so wichtiger Einsatz ist. Alte Ansprüche auf bayerisches Gebiet treten von dem Moment an in den Vordergrund, wo zu München die bisherige Dynastie am 30. Dezember 1777 in der Person des Kurfürsten Maximilian Joseph ausstirbt und Karl Theodor, sein pfälzischer, ebenfalls kinderloser Nachfolger, mit dem Kaiser in Unterhandlungen tretend, sein Land und seine Rechte preisgibt. Friedrich der Große wird der Anwalt des präsumtiven Erben Bayerns, des Herzogs Karl von Zweibrücken. Vergennes verpflichtet Frankreich zur Aufrechthaltung der Verträge des Westfälischen Friedens und verweigert Österreich die von ihm begehrte bewaffnete Hilfe.

Schweren Herzens schrieb Maria Theresia an die Tochter zu Versailles, deren Korrespondenz und jene Mercys fortan Jahre hindurch von diesen Angelegenheiten beansprucht sind, im Februar 1778: „Nur zusammen können wir bestehen; ein Wechsel in unserer Allianz würde mir den Tod bringen.“ Zugleich versichert sie, den König zu keinem Schritt verleiten zu wollen, der seine Interessen schädigen könnte. Marie Antoinette zögert dennoch; Mercy beklagt ihre Unentschiedenheit; Goltz, der Gesandte Friedrichs, bestätigt, daß sie nur dem äußersten Druck nachgibt. Joseph II.,

von der Kaiserin unterstützt, übt einen solchen aus. Der Krieg hat begonnen, als Maria Theresia schreibt: „Rette Dein Haus und Deinen Bruder. Ich verlange nichts vom König, was ihn in diesen unseligen Krieg verwickeln könnte; nur ‚Ostentationen‘, Zusammenziehung von Regimentern und Befehlshabern, um uns zu Hilfe zu kommen. Es ziemt Frankreich nicht, uns von einem grausamen Feind unterdrücken zu lassen. Nie wird es einen treueren Freund und Verbündeten finden, als wir es sind." Die Königin, die zum ersten Male ein Kind erwartet, ist aufs höchste erregt und in Tränen. Sie bestellt alle Feste ab. Der König tröstet vergebens; seine Gemahlin läßt Maurepas kommen, verlangt bestimmte Schritte, nicht Ausflüchte; sie will den Frieden, „zum Heil Frankreichs und ihres eigenen lieben Vaterlandes". Der König aber soll „zwischen seinem Minister und seiner Frau nicht in Verlegenheit gebracht werden". Maurepas kann jetzt der Königin sagen, die Interessen der Krone, die von ihr den Erben erwarte, müßten, mehr wie je, ihr die teuersten sein.

Er irrte mit dieser Voraussetzung nicht! Das Muttergefühl, einmal erwacht, wird übermächtig im Herzen der Dreiundzwanzigjährigen.

Nicht plötzlich zwar, aber nach und nach, vollzieht sich der Umschwung zu einer ernsteren Lebensführung.

Am 19. Dezember 1779 wird ihr das erste Kind, eine Tochter, Marie Therese Charlotte,

die nachherige Herzogin von Angoulême, geboren. Nach hergebrachter Sitte ist nicht nur der Hof, sondern jedermann, der einzutreten wünscht, bei der Niederkunft einer Königin von Frankreich zugelassen. Die Menge umdrängt das Lager Marie Antoinettes, die in der erstickenden Atmosphäre das Bewußtsein verliert. Die Herzogin von Lamballe wird aus Schreck ohnmächtig, heißes Wasser ist nicht für die Leidende zu bekommen. Nur ein schnell ausgeführter Aderlaß rettet ihr das Leben. Der König war während der Krisis selbst nicht anwesend. Aber er verläßt von jetzt an seine Gemahlin fast nie und umgibt sie mit sorgender, beglückter Liebe. Almosen werden verteilt, das Volk wird gespeist und in den Theatern zugelassen; junge Paare werden verheiratet, Gefangene freigegeben, und dennoch gestaltet sich der erste Empfang der Königin nach ihrer Genesung in der Hauptstadt, unter dem Druck der schweren Bürden, die der Krieg gegen England und die inneren Zustände auferlegen, weniger begeistert als man gehofft hatte. Dafür ist der König jetzt gänzlich unter dem Zauber, den die Gemahlin auf ihn ausübt: „Wenn ich unrecht tat," schreibt sie der Mutter, „so geschah es aus Kinderei und Leichtfertigkeit. Jetzt bin ich viel gesetzter." Von ihrem Gatten spricht sie fortan mit Wärme, mit höchster Achtung und Dankbarkeit für seine geduldige, nie versagende Liebe. Maria Theresias stets wiederkehrender Wunsch, die Tochter möge ihres Mannes beste

Freundin werden, scheint erfüllt. Die Sehnsucht Maria Theresias, die ihre Kräfte schwinden fühlt, ist auf die Geburt des Dauphin gerichtet. Sie sollte das frohe Ereignis nicht mehr erleben.

Am 29. November 1780 starb die große Kaiserin, edel und mutig wie sie gelebt hat, bis zuletzt auf das Wohl des Reiches und ihrer Kinder bedacht.

Die Tochter empfand die ganze Schwere des Verlustes bis zur Gefährdung ihrer Gesundheit: „In einem Lande, das mir teuer ist und immer teuer bleiben wird, habe ich nichts mehr als Dich," schließt der erste Brief der Schwester an Kaiser Joseph. Er kam während des Sommers 1781 noch einmal für wenige Tage und im strengsten Inkognito nach Versailles und fand die Lage der Dinge zum guten verändert.

Am 22. Oktober des Jahres wurde der Dauphin geboren. Man schonte dieses Mal die Königin besser, wagte aber nicht, ihr im ersten Augenblick das Geschlecht des Kindes bekannt zu geben, weil man das Übermaß der Freude für sie fürchtete. „Sie sehen, wie vernünftig ich bin; ich frage nicht," sagte sie sanft. Da trat der König an ihr Bett und erbat die Erlaubnis für den Dauphin, eintreten zu dürfen. Der Jubel war unbeschreiblich; Ludwig XVI. weinte, die Anwesenden umarmten sich, die Gouvernante, Prinzessin von Rohan-Guémenée, brachte das Kind: „Es gehört dem Staat," sprach überglücklich die Königin, „aber ich verlange

meine Tochter zurück.“ Der Jubel der Hauptstadt äußerte sich in Festzügen nach dem Königsschloß; die Damen der Halle warteten der Königin auf und wurden bewirtet. Die Schlossergilde tat sich besonders hervor und brachte ein kunstvolles Türschloß, aus dem, wenn man auf die Klinke drückte, eine kleine Figur, die den Dauphin vorstellte, hervorsprang. Nur auf die Feierlichkeiten, die Paris zur Geburt des Thronerben veranstaltete, fiel ein Schatten.

Nachdem bereits zu Versailles beleidigende Spottverse auf die Königin und die Damen ihrer nächsten Umgebung ihren Weg bis in die königlichen Gemächer gefunden und den König aufs tiefste verletzt hatten, fand man am Hauptportal von Notre Dame ein Plakat beleidigenden Inhalts angeschlagen, welches das Herrscherpaar „am 21. Januar zur Strafe seiner Verbrechen“ mit dem Feuertode auf dem Scheiterhaufen bedrohte! Graf Goltz berichtete seinem König nach Berlin, die unglücklicherweise durch den Grafen von Artois von schlimmen Gerüchten und bevorstehenden Gefahren in Kenntnis gesetzte Königin habe jenen Tag in Angst verbracht. Aber Frankreich schien noch so königlich gesinnt, die Freude im ganzen Lande war so groß, daß die einzelnen Mißtöne bald wieder verklangen. Marie Antoinettes Erscheinen genügte, um das Volk zur Begeisterung zu entflammen. Sie begegnete sich auch darin mit der öffentlichen Meinung, daß sie den allgemein gewordenen

Enthusiasmus für die Sache der amerikanischen Unabhängigkeitskämpfer teilte. Sie sandte Washington ihr Bild, führte Madame de La Fayette in ihrem eigenen Wagen dem wiederkehrenden Gatten entgegen und stellte 1784 den Seehelden Suffren mit den Worten: „Bleibe des Namens dieses Mannes eingedenk", dem kleinen Dauphin vor. „Mein Amt ist es, Royalist zu sein," hatte trocken Kaiser Joseph zu Versailles einer Dame erwidert, die für die Amerikaner schwärmte. Marie Antoinette aber ließ sich von deren Freiheitsringen hinreißen und setzte Frankreichs Ehre darein, im Kampf für die überseeische Republik Opfer an Geld und Menschen zu bringen, bis ein ruhmvoller Friede geschlossen werden könne.

Bevor das 1783 geschah, erschienen, im Frühsommer 1782, Großfürst Paul von Rußland und seine Gemahlin, eine württembergische Prinzessin, unter dem Namen Comte et Comtesse du Nord am französischen Hof. Ihr Besuch sollte denkwürdig bleiben durch die Pracht der Feste, die in Versailles kaum noch übertroffen wurde. Zum erstenmal in die Lage versetzt, einen fremden Thronerben zu empfangen, überfiel die Königin ein Gefühl der Bangigkeit. Sie mußte sich auf einen Augenblick in ihre Gemächer zurückziehen und verlangte ein Glas Wasser. Die Befangenheit war vorübergehend. Baronin Oberkirch, die Begleiterin der Großfürstin, hinterläßt in ihren Denkwürdigkeiten ein Bild der Königin in ihrem Glanz. Sie sorgte bis ins kleinste für

die Annehmlichkeit ihrer Gäste, begleitete sie nach Paris, nach Marly, nach Trianon, nach Chantilly zum Herzog von Condé, nach Raincy zum Herzog von Orléans, nach Bagatelle zum Grafen von Artois. In Versailles folgten sich Bälle, Bankette, Jagden, Theatervorstellungen, Ballette und Soupers. Die Damen verbargen in ihren hohen gepuderten Frisuren kleine Wasserfläschchen für die frischen Blumen ihres Kopfputzes. Auf den Rosen, die sie schmückten, schwebten Vögel aus Edelsteinen; die Reifröcke der Hofkleider hatten sechs Ellen im Umfang; die Brokate waren mit Perlen gestickt, die Korsagen der Damen funkelten von Steinen. Selbst der König hatte verlangt, jedermann solle sich aufs reichste schmücken oder nicht erscheinen. Seine Gemahlin übertraf alle: „Sie war schön wie der Tag und belebte alles durch ihre Gegenwart.“ Der König, so hieß es, habe den Großfürsten wie ein Freund, der Herzog von Orléans wie ein Bürger, der Prinz von Condé wie ein Monarch empfangen. Der Großfürst war häßlich, konnte aber liebenswürdig sein und war nicht ohne treffende Einfälle. Auf die Frage Ludwigs XVI., ob er wirklich keinen verläßigen Freund unter den Personen seines Gefolges besitze, erwiderte Paul, wäre ein Pudel ihm treu, so würde seine Mutter, Kaiserin Katharina, ihn unfehlbar mit einem Stein um den Hals in die Newa werfen lassen. Sie schieden, der König und er, als Freunde.

Gustaf III. von Schweden war der nächste Gast und wurde nicht weniger gefeiert. An den königlichen Tafeln zu Trianon speisten bei solchen Gelegenheiten, wo allein 84 verschiedene Fleischspeisen gereicht wurden, zwölfhundert Personen. Dem Schwedenkönig zu Gefallen fand dort das letzte Nachtfest statt, das die Gärten erhellte. Mit ihm sah Marie Antoinette am 23. Juni 1784 den Aufstieg des Ballons von Pilâtre des Rosiers, der ihren Namen trug. Gustaf III., der anfänglich wenig Sympathie für sie gezeigt hatte, wurde und blieb ihr Freund und nahm fortan den wärmsten Anteil an ihren Geschicken. Am 27. März, dem Ostertag 1785, ward ihr der zweite Sohn, Louis Charles, Herzog von der Normandie, geboren, dem 1786 noch ein letztes Kind, die bald gestorbene Prinzessin Sophie, folgte.

Die Königin war jetzt dreißigjährig. In einer Gesellschaft, in der bisher die Kinder klagen durften, sie hätten ihre Eltern kaum gekannt, erwachte unter J. J. Rousseaus Einfluß eine andere Anschauung: das Muttergefühl kam in die Mode. Frauen stillten ihre Kinder wieder, flüchteten auf ihre Schlösser und Landgüter, führten dort ein idyllisches Leben, das freilich nicht ernster und auch nicht natürlicher wurde, weil es in freier Natur sich abspielte, und lasen in den Schäfergedichten Florians, in den pädagogischen Familienbildern Berquins, in einer ganzen Reihe lyrischer Dichtungen die Verherrlichung des Naturlebens und Naturzustandes,

auf den die revolutionäre Utopie sich aufbauen sollte.

Marie Antoinette blieb, wie bereits gesagt worden ist, der Literatur fast gänzlich fern. Das Herz, die Erinnerungen an Heimat und Jugend, die bei ihr übermächtige Liebe zum Kinde bestimmten sie vor allem zum mütterlichen Beruf. In den ersten Jahren ihrer Ehe erzog sie einen armen Jungen, den kleinen Armand, der ihr geschworner Feind und ein Terrorist werden sollte. Endlich selbst Mutter geworden, durchbrach sie die Etikette von Versailles, ließ ihre Kinder neben sich wohnen, überwachte sie beständig und verwandte ihre ganze Sorge darauf, ihnen die Pflege und Liebe angedeihen zu lassen, die sie selbst nicht immer erfahren hatte. Wenn eines ihrer Kinder erkrankte, wich die Königin Tag und Nacht nicht von seinem Lager. Mit reiflicher Überlegung verfolgte sie die Entwicklung der Kinder, nahm an ihren Spielen teil, gab ihnen selbst Unterricht, erzog sie zum Wohltun, hielt auch, so viel sie konnte, alle Verlockungen des Luxus und des Ranges von ihnen fern. Die Muttersorge und die Mutterliebe vollzogen die Wandlung, die alle Rügen und Vorwürfe der Kaiserin vergebens erstrebt hatten. Nach dem dreißigsten Jahr tanzte die Königin nicht mehr. Sie schränkte ihre Ausgaben für Toilette ein; es ist nachgewiesen, daß diese sehr mäßig wurden und sie es selbst nicht verschmähte, Vorhandenes, bis auf die Fußbekleidung,

ausbessern oder benutzen zu lassen. Das Spiel wurde nicht ganz aufgegeben, aber doch ermäßigt; der Hof blieb glänzend, aber er wurde ernster. Die Königin war stärker geworden. Die Schönheitsfehler ihrer Züge, die allzustarke Unterlippe, das scharfe Profil, die etwas hervorstehenden Augen lassen sich auf Werthmüllers Bild zu Stockholm, das Madame Campan als das ähnlichste bezeichnet, klar erkennen. Ebenso aber auch die Anmut und Majestät der Erscheinung, der herrliche Teint, die elegante Gestalt, die Lieblichkeit des Ausdrucks.

Nach der stets wiederkehrenden Erfahrung, daß die Urteile der Menschen, die Schätzung der Großen durch die Menge vor allem, von den ersten Eindrücken bestimmt werden und eingetretenen Veränderungen wenig oder keine Rechnung tragen, blieb aber leider der Ruf der Königin so, wie die Jahre der Jugend, mit ihrem unbesonnenen Leichtsinn, ihrer ungemessenen Lebensfreude ihn angebahnt hatten. Nur daß die Not der Zeiten, die Aufregungen der Politik und die allgemeine Unzufriedenheit mit dem Bestehenden die öffentliche Meinung jetzt zur feindseligen Opposition schärften und daß nun die Person der Herrscherin das Ziel der Angriffe, der Schmähungen, bald der schwärzesten Verleumdung wurde.

Bereits in den ersten achtziger Jahren, vor dem tödlichen Insulte des Halsbandprozesses, verkünden einzelne Ausbrüche des Hasses den nahenden Sturm. Es erscheinen Libelle: „Die

Liebschaften unserer Königin", „Die Kokette und der . . . . ." ꝛc., deren bloßer Titel den Inhalt verrät, der vielfach auf Mitteilungen königlicher Prinzen zurückgeführt wird. Der König kauft, teilweise nach Veräußerung anderer Güter, 1784 Saint-Cloud um achtzehn Millionen vom Herzog von Orléans und schenkt es seiner Frau. Sie wird nun „Madame Deficit" genannt und beschuldigt, Millionen dem Bruder nach Wien zu schicken, eine Lüge, die Kaiser Joseph noch auf dem Sterbebett mit Entrüstung zurückwies und Graf de la Marck, nach den der Konstituante vorgelegten Rechnungsberichten, nachdrücklichst widerlegte. Abbé Georgel, Kardinal Rohans Sekretär während der Botschaft desselben in Wien, war der Urheber dieser Lüge!

Die friedlichen Tage sind vorüber, die Königin weiß es: „O die Bösewichte, die Ungeheuer, was habe ich ihnen getan? – Lassen Sie mich; ich wollte, ich könnte sterben," rief sie zu Trianon, in einem Paroxysmus des Schmerzes auf ihr Lager hingeworfen, in Gegenwart der entsetzten Madame Campan. Es bedurfte der begütigenden Worte des Königs, der Tröstungen der Herzogin von Polignac, um die arme gepeinigte Seele wieder ins Gleichgewicht zu bringen. Die Herrscherin Frankreichs stand am Anfang entsetzlicher Erfahrungen und unvergleichlicher Qualen. Das Drama ihres Lebens begann.

III.

Der Halsbandprozeß und seine Folgen für Marie Antoinette.

Am Hofe zu Versailles spielten die Rohan-Guémenée eine hervorragende Rolle. Das Fürstbistum Straßburg war im XVIII. Jahrhundert sozusagen erblich in ihrem Hause und brachte ihnen das Kardinalat. In ihrer elsässischen Residenz Saverne, heute wieder Zabern genannt, wetteiferten sie an Glanz und Sittenlosigkeit mit Versailles. Die von ihnen mißbrauchten kirchlichen Würden genügten ihrem Ehrgeiz nicht; Prinz Louis de Rohan, Koadjutor seines Onkels, derselbe, der Marie Antoinette bei ihrem Einzug im Münster zu Straßburg empfangen hatte, glaubte sich zu den höchsten Würden im Staat befähigt.

Das Haus Rohan setzte dann auch die Ernennung des Prinzen zum Botschafter in Wien in Widerspruch zu Maria Theresias persönlichen Wünschen durch. Obwohl ein Freund d'Aiguillons und wie dieser ein Gegner der österreichischen

Allianz, gelang es ihm durch sein weltgewandtes, gewinnendes Wesen sich bei der Wiener Gesellschaft und selbst bei Kaiser Joseph in Gunst zu setzen. Ein Stab ihm beigegebener geschickter diplomatischer Agenten, an deren Spitze der Exjesuit Abbé Georgel, verschaffte sich geheime Aktenstücke über die große Angelegenheit des Tages, die Teilung von Polen. Die Kaiserin hielt Rohan schon damals der Fälschungen fähig, und er strafte ihre Abneigung durch offene Angriffe und mißgünstige Insinuationen gegen die Dauphine, die ihrerseits den Prinzen Louis fürchtete und dennoch den Einfluß des Hauses Rohan nicht zu brechen vermochte. Im Jahre 1774 von Wien abberufen, wurde Prinz Louis Großalmosenier, dann Kardinal, und folgte 1778 seinem Onkel als Fürstbischof von Straßburg mit einem Einkommen von $2^1/_2$ Millionen Livres an Pfründen, während die Frau seines ältesten Bruders, Prinzessin Rohan-Guémenée, Gouvernante der königlichen Kinder wurde. Das jüngste derselben, der Herzog von der Normandie und spätere Ludwig XVII., war sechs Monate alt, als im September 1782 der längst erwartete Zusammenbruch, die „sérénissime banqueroute" des Prinzen von Guémenée erfolgte, mit 25 Millionen, und nicht nur vornehme Häuser, sondern eine Menge kleiner Leute in der bretonischen Heimat der Rohans ins Verderben zog. Der Kardinal suchte vergebens den Ruin aufzuhalten und zerrüttete dadurch sein enormes

Vermögen. Die Prinzessin mußte ihre Entlassung nehmen, und die Polignacs setzten es durch, daß die Gräfin Jules, zur Herzogin erhoben, an ihre Stelle trat. Die Königin hatte bezweifelt, daß ihre indolente Freundin die Verantwortung auf sich zu nehmen bereit sein werde. Jetzt beglückte sie der Gedanke, dadurch frei und unbehindert über das moralische und physische Wohl der Kinder, die sie leidenschaftlich liebte, wachen zu können. Das Kind trat in ihrem Dasein in dem Augenblick in den Vordergrund, in welchem die bis dahin im dunkeln schleichende Verleumdung früher begangene Unvorsichtigkeiten zur tödlichen Waffe gegen sie wenden sollte. Nichts hatte das Vertrauen und die Neigung des Königs zu seiner Gemahlin zu erschüttern vermocht, obwohl es an Beweisen nicht fehlt, daß man es wiederholt versuchte. Seine Güte und Treue flößten Marie Antoinette, wenn nicht Liebe, so doch dankbare, aufrichtige Anhänglichkeit ein. Er war und blieb der nachsichtige Freund, der sie nie mißverstand, nie ein Unrecht voraussetzte, der bis zur Schwäche in ihr die Mutter seiner Kinder liebte. Bei Hof in Gunst zu kommen, war jetzt ohne sie nicht möglich, und Kardinal Rohan versuchte seit langem vergeblich, ihre Abneigung gegen ihn zu überwinden. Sie fand immer neue Vorwände, ihm Audienzen zu verweigern, und verbarg ihre Entrüstung nicht, als sie vernahm, daß er sich eines Tags ungebeten in die Gärten von Trianon eingeschlichen hatte. So geriet er in die Stim-

mung, auf Schleichwegen zu versuchen, was sich anders nicht erreichen ließ.

Seit 1780 stand er mit dem Wundermann Cagliostro in Verbindung und empfing ihn und seine Frau gastlich bei sich auf dem Lande und in Paris. An seinem Finger trug er einen Diamanten, von dem er fest glaubte, Cagliostro habe den Stein, in dem sein Wappen eingeschliffen war, verfertigt. Mit Cagliostro trieb er Alchimie und ließ sich von dem größten Scharlatan der Zeit die Zukunft wahrsagen. Durch ihn lernte er das Abenteurerpaar Lamothe-Valois kennen. Der Mann war ein verschuldeter Offizier, die Frau stammte, obwohl bettelarm, von einem illegitimen Nebenzweig des königlichen Geschlechtes der Valois ab. Nachdem sie vergebens in Versailles versucht hatte, durch Berufung auf ihre Abkunft und mit Anwendung geheuchelter Ohnmachtsanfälle die Aufmerksamkeit der Königin auf sich zu ziehen und eine Pension zu erwirken, beschloß sie, die Leichtgläubigkeit des törichten Kardinals für ihre Zwecke auszubeuten. Es gelang ihr, ihm vorzuspiegeln, sie stehe in geheimen Beziehungen zum Hof und zur Königin selbst, und daß diese, die acht Jahre hindurch jede Begegnung mit ihm gemieden hatte, ihm wieder wohl wolle. Rohan verlangte Beweise und erhielt gefälschte, angeblich von Marie Antoinette an die Lamothe gerichtete Briefe. Ein freundliches Kopfnicken der Königin, so versichert diese, werde beim nächsten Hoffest das Zeichen ihrer veränderten

Gesinnung für ihn sein. Rohan, vom Ehrgeiz, eine politische Rolle zu spielen, gestachelt, und dabei unter dem Zauber der Persönlichkeit Marie Antoinettes, glaubte auch das; der Seher Cagliostro bestätigte ihm, es nahe ein goldenes Zeitalter unter der Leitung des Kardinals. Die Lamothe, durch Not gedrängt, wagte jetzt mehr. Am 11. August 1784 veranlaßte sie den Kardinal, sich zu mitternächtiger Stunde verkleidet in das Venusboskett des Versailler Parks zu begeben. Dort eilte eine verhüllte Gestalt auf ihn zu, murmelte kaum verständliche Worte der Verzeihung für Vergangenes und überreichte ihm eine Rose. Schritte nahen, sie verschwindet ebenso schnell wie sie gekommen ist. Die Gestalt gleicht im Dunkel der Königin. Es ist ein leichtfertiges Mädchen aus Paris, die das Ehepaar Lamothe geworben und d'Oliva genannt hat, ohne sie näher in die ihr zugedachte Rolle einzuweihen. Von jetzt ab zahlte Rohan große Summen, die angeblich die Königin verlangte und die das Ehepaar zum Ankauf von Häusern und Gütern und zu einem flotten Leben verwendet. Der Kardinal ahnte nichts davon; ja die Lamothe, um ihn besser zu täuschen, fuhr fort, ihn um Almosen anzugehen. Endlich spiegelte sie ihm vor, die Königin wünsche dringend den Ankauf eines Diamantenhalsbandes im Wert von 1 600 000 Livres. Es war im Besitz der Juweliere Böhmer und Bassenge, die es zum Teil mit dem Geld eines Finanzbeamten er-

worben hatten und seit 1778 der Königin vergebens anboten. Diese lehnte zuerst mit dem Bemerken ab, „ein Schiff sei notwendiger als ein solcher Schmuck", und blieb auch dann bei ihrer Weigerung, als Böhmer sich das Leben zu nehmen droht: „Besser als sich ins Wasser zu stürzen, sei es, den Schmuck zu zerbrechen und die Steine zu verkaufen," erwidert sie ihm vernünftig genug, hielt den Mann von da an für geistesgestört und ließ ihn nicht mehr vor. Am 1. Februar 1785 aber erwirbt Rohan dieses Halsband, nachdem er ein angeblich von der Königin unterzeichnetes, aber von ihm selbst aufgesetztes Schriftstück zurückerhalten hat, das Fristenzahlungen festsetzte. Zu Versailles übergibt er das Halsband der Lamothe und beobachtet von einem Versteck aus, wie sie es dem sogenannten „Boten der Königin" – in Wahrheit einem Mitverschworenen, der ihr eigener Geliebter ist – weiterreicht. Von diesem Menschen und dem Ehepaar wird das Halsband zerstückt; sie veräußern die Steine zuerst in Paris, zum größeren Teil in London und in Holland. Rohan harrt zwar vergebens darauf, den Schmuck am Hals der Königin zu sehen, kehrt aber, noch immer in Sicherheit gewiegt, zu kurzem Aufenthalt nach dem Elsaß zurück.

Die erste Zahlungsfrist verstrich, Böhmer drängte. Die Lamothe, in der übrigens ganz richtigen Voraussicht, der Kardinal werde lieber alles bezahlen als die Rolle, die er in ihrer

Hand gespielt hatte, öffentlich einzugestehen, erklärte dem Juwelier kurz und bündig, die Unterschrift sei gefälscht und der Kardinal haftbar. Der betrogene Böhmer stürzte zu Madame Campan, der Kammerfrau Marie Antoinettes. Sie bestätigte, die Königin wisse von nichts und habe niemals den Schmuck weder gewünscht noch erhalten. Böhmer wird zur Audienz befohlen, und an Stelle seiner verwirrten Angaben verlangt Marie Antoinette eine schriftliche Darstellung des ganzen Vorgangs. Madame Campan beschreibt ihre Empörung, ja ihre Verzweiflung, da sie vernehmen muß, welcher Mißbrauch, und von wem, mit ihrem Namen getrieben worden ist.

Im Jahre 1777, als ebenfalls eine Frau der Fälschung der Unterschrift der Königin sich schuldig machte, hatte Mercy verlangt, es solle unverzüglich der Weg der Öffentlichkeit betreten werden. Jetzt bezeugt die Königin selbst in einem Brief an Joseph II., sie und der König allein seien für die gefaßten Entschlüsse haftbar. Beide halten Rohan nicht für betrogen, sondern für schuldig.

Es ist der 15. August, ein hoher kirchlicher Feiertag und der Namenstag Marie Antoinettes. Der Kardinal, in vollem Ornat, ist im Begriff, den Gottesdienst zu halten. Da wird er zum König befohlen. Die Königin und zwei Minister, der Siegelbewahrer und Breteuil, dem Rohan verhaßt ist, sind anwesend. Von Ludwig XVI. einem Verhör unterworfen, bekennt der Kardinal.

Aber die Wahrheit klingt so unglaublich, daß niemand sie glaubt. Erblaßt und verwirrt, zieht er einen „Marie Antoinette de France" unterzeichneten Brief aus der Tasche, der an die Lamothe gerichtet ist und ihm den Auftrag erteilt, das Halsband zu kaufen. Der Stolz der Königin bricht in heftigen Worten los: „Und so etwas, mein Herr, konnten Sie glauben?" Die Unterschrift ist nicht nur von einer andern Hand wie die übrigen Fälschungen; sie ist auch ganz unrichtig: so unterzeichnete eine Königin Frankreichs ihren Namen nie! Rohan stammelt Entschuldigungen, er ist das Opfer eines Betrugs, er wird das Halsband bezahlen. Ludwig XVI. schwankt und gewährt dem Kardinal Frist zu einer schriftlichen Erklärung. Noch kann die Sache in Schweigen erstickt werden. Allein die Königin verlangt eine öffentliche Untersuchung und Genugtuung für den ihr widerfahrenen Schimpf, und Ludwig erklärt als Gatte und König sich bereit, beides seiner Gemahlin zu gewähren. Inmitten der unbeschreiblichen Überraschung und Aufregung des Hofes wird der Kardinal beim Austritt aus den Privatgemächern des Königs verhaftet; im Augenblick, wo jedermann um ihn her seine Geistesgegenwart verliert, findet er die seinige wieder und erteilt, durch einige flüchtig mit Bleistift hingeworfenen Zeilen seinem Vertrauten, Abbé Georgel, den Wink, alle kompromittierenden Schriftstücke zu vernichten. In die Bastille, wohin er erst am Abend des

16. August gebracht wurde, folgten ihm nach und nach Cagliostro und alle bei dem Skandal Beteiligten. Die Anklage lautete auf Majestätsverbrechen. Rohan hatte die Wahl, der Gnade des Königs sich anheimzugeben oder vom Parlament gerichtet zu werden. Er wählte das letztere, denn der Bürgerstand und das Volk, seine Partei bei Hof, die Hauptstadt, der hohe Klerus, die Magistratur, alle Elemente mit einem Wort, aus denen die Opposition sich zusammensetzte, waren auf seiner Seite. Die Willkür seiner Verhaftung wird der Königin zur Last gelegt, die schon seit Jahren nicht mehr beliebt, kaum noch geachtet ist. Sie wußte das selbst. Bereits 1778 klagte sie dem kaiserlichen Bruder, seiner Freundschaft sei sie gewiß, aber sie bitte um seine Achtung, die sie erschüttert fühle und dennoch verdiene. Im Jahre 1783 mußte ihr Bild aus dem Pariser Salon entfernt werden, weil es peinliche, spottende Bemerkungen veranlaßte. Die Malerin, Madame Vigée-Lebrun, wurde beschuldigt, die Königin im Nachtgewand dargestellt zu haben. Es war aber ein loser, bis an den Hals geschlossener, gaulle genannter Überwurf, ähnlich demjenigen, den die beiden Lamothe für die d'Oliva gewählt hatten, um den Kardinal zu täuschen. Gleichzeitig hatte der Ton der Flugschriften gegen Marie Antoinette eine Färbung angenommen, die sie von nun an vermeiden ließ, sich in der Hauptstadt zu zeigen. Junge Edelleute ihres Hofes, Prinzen ihres Hauses,

Fremde und Einheimische wurden öffentlich als ihre Liebhaber bezeichnet, längst vor dem Halsbandprozeß war das Übelwollen und die Abneigung gegen sie zur offenen Feindseligkeit gesteigert. Ja, Cagliostro erweckte allgemeines Mitleid, weil man ihn als ihr Opfer betrachtete.

Aus denselben Gründen fand Rohan Popularität und die Nachsicht der Mehrheit seiner Richter. Sie verurteilten die Lamothe, die sich wie eine Wahnsinnige gebärdete, und den Henker, der ihr das Brandmal auf die Schulter drücken sollte, in die Hand zu beißen versuchte. Bereits zehn Monate später gelang es ihr, aus dem Gefängnis zu entweichen! Nachmals, während der Revolution, tauchte sie mit der Absicht wieder in Paris auf, einen neuen Skandal wider die Königin hervorzurufen, was merkwürdigerweise noch rechtzeitig verhindert wurde. Den Kardinal aber sprach der Gerichtshof nicht nur von jeder Absicht des Betrugs frei, er ließ ihn überdies im Besitz seiner Würden und verwarf den Antrag einiger seiner Mitglieder, Rohan solle der Monarchin Abbitte leisten, die er unwürdiger Vertrautheit „mit einer gemeinen Betrügerin“, nächtlicher Abenteuer im Park von Versailles und der Absicht geziehen hatte, hinter dem Rücken des Königs sich Geld und Schmuck zu verschaffen.

So trifft in Wahrheit das am 31. Mai 1786 gefällte Urteil die Königin. Der König allein, sie bezeugt es, bleibt fest, und nie wird sie es ihm vergessen. Den Kardinal entkleidet er seiner

Würden und schickt ihn in die Verbannung, in eine seiner Abteien, wo er bald der Vergessenheit anheimfällt, bis die Revolution ihm Gelegenheit gibt, die begangene Schuld durch ein würdiges Verhalten einigermaßen zu sühnen.

Marie Antoinette aber blieb die Zielscheibe unerbittlicher Angriffe und begann ein Volk zu fürchten, das ihr Gerechtigkeit verweigerte, das die Unbesonnenheiten ihrer Jugend wie Verbrechen, und zwar bei einem Anlaß strafte, wo in Wirklichkeit auch nicht der Schatten einer Schuld auf sie fiel.

Das galt selbst von den Kreisen, die ihr nahe standen und ihr zur Dankbarkeit verpflichtet waren: Frau von Staël, Neckers Tochter, deren Heirat mit dem schwedischen Gesandten die Königin gefördert und die sie mit Beweisen des Wohlwollens überhäuft hatte, fand dennoch kein Wort der Teilnahme in den Berichten, die sie um diese Zeit aus Paris an Gustaf III. nach Stockholm richtete. Dem König schrieb auch Baron Staël im Juni 1786: „Es scheint sicher, daß die Herren von Vergennes und Calonne gegen die Königin Partei genommen haben und die gegen sie bestehende Aufregung eher zu vermehren als zu beschwichtigen bedacht sind. Sehr zu beklagen ist es, daß die Königin nicht über einen zuverlässigen Ratgeber verfügt, da sie mit den liebenswürdigsten Eigenschaften auch die zur Durchführung einer guten Sache nötige Willenskraft besäße; allein sie müßte dabei angeleitet

und unterstützt werden. Ihre Umgebung scheint keine besondern Rücksichten gegen sie zu beobachten, denn im gegenwärtigen Augenblick zum Beispiel sind die Polignacs und die Vaudreuils aufs eifrigste für den Kardinal, und auch der Graf von Artois hat ihm warme Teilnahme bewiesen. Im allgemeinen kann ich nicht finden, daß man der Königin die Gefühle entgegenbringt, die sie einflößen sollte. Ihr Wunsch zu gefallen hat weniger Erfolg gehabt als dies in ähnlicher Lage selbst bei einer einfachen Privatperson der Fall zu sein pflegt; das ist vielleicht ein Beweis, daß trotz der Leichtfertigkeit dieses Landes die Nation hervorragende Verdienste von ihren Souveränen begehrt und sich nur nach dem Maß von deren Leistungen anhänglich erweist." So kühl urteilten über Marie Antoinette selbst diejenigen, die die Güte ihres Herzens und die Beständigkeit ihrer Gunst erfahren hatten. Zur Zeit da Mercy in seinen wöchentlichen Berichten an Maria Theresia die Königin nicht schonte, bezeugte er dennoch, daß sie durchaus friedliebend war und tat was in ihren Kräften lag, um gute Beziehungen zu den Mitgliedern der königlichen Familie aufrecht zu erhalten. Sie fand stets Entschuldigungen für die Herzogin von Polignac, selbst nachdem diese ihr begründeten Anlaß zur Klage gegeben hatte: „Sie ist gut," sagte sie, „nur läßt sie sich von andern mißbrauchen." Leider gab auch sie äußeren Einflüssen nach. Sie ließ es geschehen, daß

die Polignacs ihre Kandidaten für die Ministerien der Marine und des Kriegs durchsetzten. Sie wurde für Neckers Rücktritt verantwortlich gemacht, obwohl er bezeugt, wie sie vielmehr alles aufgeboten habe, um ihn 1781 zu bewegen, seine Entlassung zurückzuziehen. Sie berief ihn zu stundenlanger Unterredung; gegen deren Ende dunkelte es schon, und er bemerkte die Tränen in ihren Augen nicht. Hätte er sie gesehen, äußerte er später, so würde er nicht den Mut gefunden haben, ihnen zu widerstehen. An der Wahl zweier unbedeutender Männer, die seine Nachfolger wurden, beteiligte sich die Königin nicht. Nicht Necker, sondern Calonne war ihr antipathisch. In vollem Einverständnis mit dem Wiener Kabinett, das seit 1775 die Berufung Briennes empfahl, hätte Marie Antoinette bereits 1783 dessen Ernennung gewünscht, allein sie klagte dem Bruder, der Charakter des Königs, seine Vorurteile, das Mißtrauen, das zuerst de la Vauguyon, dann Maurepas und Vergennes gegen die Gefahr, in die Hände seiner Frau zu geraten, bei ihm erweckten und unterhielten, lähme ihre Absichten: „Wenn ich das Viertel einer Angelegenheit von ihm erfahre," schreibt die Königin 1784, „so bedarf es der größten Geschicklichkeit, um das übrige von den Ministern unter dem Vorwand mir sagen zu lassen, der König habe mir alles mitgeteilt. So muß ich bekennen, daß die politischen Angelegenheiten mir am wenigsten

zugänglich sind, und ohne unwahr oder auffällig zu handeln bin ich genötigt, in der Öffentlichkeit den Glauben zu erwecken, ich besäße größern Einfluß als das tatsächlich der Fall ist, um nicht noch mehr davon einzubüßen. Das Bekenntnis, mein lieber Bruder, ist für meine Eigenliebe nicht schmeichelhaft, aber ich will Ihnen nichts verbergen." Die Königin schrieb das mit Absicht, denn Kaiser Joseph ersparte ihr weder Vorwürfe noch minderte er die Ansprüche an sie, und dennoch geriet die österreichische Allianz unter dem Ministerium Vergennes mehr und mehr ins Wanken. Der Minister erklärte vertraulich, sie bestehe nur noch dem Namen nach und sei „von einer mehr oder weniger nahen Umwälzung bedroht". Zum Bruch mit dem Wiener Hof ließ er es dennoch nicht kommen. Das Ende der Wirren erlebte Vergennes, der am 14. Februar 1787 starb, nicht mehr. Ludwig XVI. gab ihm seinen Jugendgenossen und persönlichen Freund, den Grafen Montmorin, zum Nachfolger.

Der gleichzeitige Briefwechsel zwischen Kaiser Joseph, Marie Antoinette und dem König verrät, wie wenig der Kaiser mit der Haltung der Schwester zufrieden war. Sie mußte ihn erinnern, daß sie nicht mehr vom König erreichen könne, als der Kaiser selbst von ihm begehre: der Zweifel am Gelingen werde sie aber nie verhindern, mit ganzer Seele seine Interessen zu vertreten. Joseph II. fand es dennoch angezeigt,

den Bruder, Erzherzog Ferdinand, und dessen Gemahlin 1786 und noch im gleichen Jahr die Schwester, Marie Christine von Sachsen-Teschen, mit ihrem Gatten nach Versailles zu schicken, um die Beziehungen zwischen der Königin und dem Kaiserhaus nicht erkalten zu lassen. Die Trennung zwischen den Geschwistern hatte jedoch zu lange gedauert; ein intimes Verhältnis stellte sich nicht wieder her. Sie sahen Marie Antoinette in den letzten Tagen des Glanzes und wurden von der Schwester gefeiert und mit Aufmerksamkeiten überschüttet. Aber sie bemerkten wohl, daß die Zeiten des Frohsinns vorüber waren und die Königin schwere Sorgen trug. Auch das Verhältnis zur Herzogin von Polignac erfuhr Trübungen; sie verlangte eines Tags ihre Entlassung, erhielt sie aber nicht, denn Marie Antoinettes Neigung zu ihr blieb trotz allem unerschüttert. Nie kam sie zur Erkenntnis des Schadens, den ihr die Freundin und deren Umgebung zufügten. Wohl aber sah diese leichtfertige Gesellschaft selbst in dem veränderten Auftreten der Monarchin eine Verurteilung des ihrigen. Aus dem Kreis verdrossener Verwandten, zurückgewiesener Höflinge, unbefriedigter Bittsteller und beleidigter Nebenbuhler erstanden ihr die schlimmsten Feinde. Ihnen ist es zuzuschreiben, wenn die geängstigte, unsicher gewordene Frau sich jetzt ohne Vorbereitung und Einsicht in die innere Politik einmischte. Die Polignacs waren es, die 1783 dem Könige

Calonne gegen den Willen von Marie Antoinette als Minister aufdrängten.

Was diese von den öffentlichen Angelegenheiten kannte, war wenig genug. Versailles, diese abgeschlossene Welt, wußte kaum etwas von den Ideen, die in den Köpfen spukten, noch weniger von der Notlage des Volkes und vom Ruin des Staates. Die Haltung des Parlamentes im Halsbandprozeß bestärkte nur die immer vorhanden gewesene Abneigung der Monarchin gegen diese Körperschaft. Im Zusammenhang damit bangte ihr um so mehr vor der Berufung der Generalstaaten. Noch 1788 beschwor sie Kaiser Joseph, mit den Holländern sich zu verständigen, weil in Frankreich der Krieg die Berufung der Stände herbeiführen müsse. Erziehung und Umgebung, alle Überlieferungen ihrer Jugend, alle Eindrücke, die sie empfing, verwiesen sie darauf, das Heil nur von der Stärkung der königlichen Macht zu erwarten. Anfangs regierte auch Calonne in diesem Sinn. Er war geschickt, sehr begabt, aber völlig gewissenlos. Seine Finanzpolitik bestand darin, mit vollen Händen zu geben und zu nehmen. Die Steuern wurden erdrückend. Der Kredit sollte Geld schaffen und Bedingung des Kredits war der Reichtum. Calonne warf Unsummen hinaus, weil es auf diese Weise gelang, in drei Jahren 487 Millionen zu borgen. Die Königin, deren Abneigung für ihn wuchs, suchte er durch Anerbietungen finanzieller Natur zu gewinnen, wurde zurückgewiesen und

ihr erklärter Feind. Das System des leichtfertigen Finanzkünstlers brach 1786 zusammen; die Parlamente bewilligten kein Geld mehr. Da berief 1787 Calonne die Notabeln, gestand den Umfang des Ruins und legte ein umfassendes Reformprogramm vor, das die Besteuerung des Adels und Klerus zur Voraussetzung hatte und das Volk von den schlimmsten Abgaben befreien sollte. Ludwig XVI. stimmte freudig dem Plan zu, der ihn eines Teils seiner Verantwortungen entlastete. Die Königin wurde nicht befragt, verzieh die Zurücksetzung nicht und erinnerte jetzt daran, daß sie 1783 nicht Calonne, sondern Loménie de Brienne, den Erzbischof von Toulouse, als Minister empfohlen habe. Die Notabeln verlangten einen ausführlichen Finanznachweis, mehrere derselben auch die Berufung der Stände; sie entzogen sich unter diesem Vorwand den Forderungen Calonnes. Der enttäuschte, geschlagene Minister vollzog einen Frontwechsel, wandte sich durch die Veröffentlichung seiner anfänglich nur an die Notabeln gerichteten Denkschriften jetzt direkt an die Nation und verkündete die Gleichheit aller in bezug auf die Steuerpflicht. Zugleich geriet er mit Necker in Konflikt, dessen zur Zeit seiner Amtsführung verfaßten Finanzberichte er unrichtig nannte, und dem der König, als er sich rechtfertigen wollte, Schweigen auferlegte. Allein Necker gehorchte nicht, und Ludwig XVI. nahm die Sache so ernst, daß er der Königin seinen Entschluß, Necker aus dem Lande zu ver-

weisen, mitteilte. Sie mußte an dessen Verdienste, an seine Ehrlichkeit und Uneigennützigkeit erinnern, worauf der König sich begnügte, Necker auf kurze Zeit aus Paris zu verbannen. Calonne verlangte jetzt den Rücktritt ihm feindlich gesinnter Kollegen, vor allem des Hausministers Breteuil, eines Vertrauensmannes der Königin. Von ihrem Gatten befragt, von Abbé de Vermond und Mercy beraten, setzte Marie Antoinette endlich am 9. April 1787 die Entlassung des dem Hof verhaßt gewordenen Ministers und am 1. Mai die Ernennung Briennes zum Präsidenten des Finanzrates durch.

Die Wahl erwies sich als ein ungeheurer Fehler, aber Marie Antoinette hatte, wie bei Turgots Rücktritt so auch bei dieser Berufung Mitschuldige. Maria Theresia, die große Katharina, Kaiser Joseph, Kaunitz, La Fayette, Necker, Jefferson, kluge, erleuchtete Männer aus allen Ständen täuschten sich mit ihr. Brienne war populär!

Nur Ludwig XVI. empfand Widerwillen gegen den ungläubigen, sittenlosen Kirchenfürsten und gedachte auch des Rates seines alten Freundes Maurepas, niemals einen Priester an die Spitze der Staatsgeschäfte zu stellen. Aber wie nur allzu oft gab er nach und beförderte den Erzbischof bald darauf sogar zum ersten Minister. Von jetzt an wohnte Marie Antoinette den Beratungen des Konseils bei. Sie und Ludwig XVI. meinten es ernst und legten sich Beschränkungen



Marie Antoinette.
Gemälde von Elisabeth Louise Vigée Le Brun in der Galerie zu Versailles.
(Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.)

ihres Hofhalts auf, die freilich ungenügend blieben. Der bloße Versuch, auch die Einkommen der habgierigen und doch fast sämtlich verschuldeten Würdenträger von Versailles herabzumindern, rief unter diesen Stürme hervor. Offen wurde jetzt die Königin eine Feindin des Adels genannt. Der Graf von Artois, beschränkt und reaktionär, mahnte sie an die Pflicht, dessen Rechte zu verteidigen. Selbst der sanften Schwester des Königs, Madame Elisabeth, entschlüpfte die Äußerung: „Wir sind verschiedener Meinung: sie ist Österreicherin, ich bin Bourbon." Das war der Widerhall dessen, was die königliche Familie von der Königin dachte. In der Abgeschiedenheit ihres Klosters verschmähte es auch die Tante Ludwigs XVI., die Karmeliternonne Madame Louise nicht, an allerlei Intrigen sich zu beteiligen, durch die ihre Schwester Adelaïde im nahen Schloß Bellevue für ihre Ausschließung von Versailles die Rechnung beglich. Viel gefährlicher noch wurde das Auftreten des Grafen von Provence und des Herzogs von Orléans. Beide Prinzen traten zur politischen Opposition über. Der Bruder Ludwigs XVI. mochte die Schwägerin nie leiden; seine Abneigung steigerte sich nach der Geburt des Thronerben; er wartete nur auf die Gelegenheit, seinen betrogenen Ehrgeiz zu rächen. Den Herzog dagegen hatte Marie Antoinette mit Beweisen des Wohlwollens überschüttet, und lange Jahre hindurch waren ihre Beziehungen die besten. Das änderte sich, nachdem der Herzog beim Seegefecht

von Ouessant seinen Soldatenruf geschädigt hatte und dennoch seine Beförderung zum Admiral durch die Königin durchzusetzen suchte. Von da an versöhnte es ihn nicht, daß sie seine Interessen beim König in anderer Weise förderte, denn er wußte sich wegen der Schande seines Privatlebens von ihr verachtet, und man versäumte nicht, ihm manche spottende Bemerkung, die sie darüber fallen ließ, zu hinterbringen. Die schlimmsten, in Flugschriften gegen die Königin verbreiteten Verleumdungen lassen sich auf ihn und auf Monsieur zurückführen; beide spielten jetzt ihre Popularität gegen das Herrscherpaar aus.

Den Anlaß dazu bot Brienne. Habsüchtiger für sich und die Seinen als alle seine Vorgänger, befolgte er, auf dessen geistige Überlegenheit so fest gerechnet worden war, ein planloses, abwechselnd von Turgot, Necker und Calonne geborgtes Reformprogramm. Er gewährte Handelsfreiheit, Abschaffung der Feudalrechte, neue Provinzialversammlungen; aber gleichzeitig trat er mit so hohen Steuerforderungen vor die Parlamente, daß diese nicht nur sein Recht, sondern auch das Recht des Königs, Steuern aufzuerlegen, zu bestreiten anfingen und die Berufung der Stände verlangten. Zwei der Prinzen, Monsieur und der Herzog von Orléans, stimmten dafür.

Ludwig XVI. erschien selbst im Pariser Parlament, setzte die Eintragung der Steueredikte durch und verbannte die Parlamentarier nach

Troyes. Obwohl eines dieser Edikte eine allgemeine Landessteuer auferlegte und dadurch die Ausnahmestellung der Privilegierten preisgab, wurde nicht die Regierung, die eine Forderung der Gerechtigkeit bewilligte, sondern das Parlament, welches sie verworfen hatte, populär. Mit Zugeständnissen gab sich die öffentliche Meinung überhaupt nicht mehr zufrieden. Die Opposition war fortan der Weg, zu erreichen was man wollte. In Paris kam es zu den ersten Demonstrationen. Unter dem Namen „Madame Déficit“ insultierte der Pöbel die Königin, verbrannte Calonnes Bild, schleifte eine Madame de Polignac vorstellende Puppe in die Gosse. Im Theater, während einer Aufführung von Racines „Athalie“, der Marie Antoinette beiwohnte, fielen Anspielungen, die sie mit der Tyrannin des Alten Testamentes verglichen. Das Parlament wurde verwegener, verteidigte die Freiheit einiger seiner Mitglieder, die Brienne wegen aufrührerischer Reden verhaften ließ, und nannte in nicht mißzuverstehender Weise in einer Beschwerde an den König den Einfluß seiner Gattin eine Gefahr für das Land. Der „Staatsstreich von Brienne“, das heißt der Versuch, Frankreich mit einem höchsten Gerichtshof von Notabeln zu regieren, scheiterte kläglich. Ludwig XVI., der ein zweites Mal vor sein Parlament getreten war, 420 Millionen verlangt, sowie Durchführung seiner Edikte befohlen hatte, begegnete dem Protest des Herzogs von Orléans, der die Maß-

regeln durch Gewalt erzwungen erklärte und das Parlament mit sich fortriß.

Ungestraft durfte dieses Parlament sich der Reformgesetzgebung des Königs, der Abschaffung der Tortur und verschiedener Adelsprivilegien, der religiösen Toleranz widersetzen, es blieb dennoch der Liebling der Nation, der Verteidiger ihrer Freiheiten, nur weil es der Krone widerstand und die unverzügliche Berufung der Generalstaaten forderte. Da versprach Brienne am 8. August 1788, diese zum 5. Mai 1789 einzuberufen. Wenige Tage später gestand der Minister, der ein Jahreseinkommen von 500000 Livres bezog, daß nur noch 400000 Livres in der Staatskasse vorhanden waren und der Bankrott drohte. Merkwürdigerweise dachte er aber auch jetzt nicht daran, seine Entlassung zu nehmen. Die Königin war es, die am 20. August durch Mercy Verhandlungen mit Necker wegen Übernahme der Finanzen anknüpfte und auf dessen erste Bedingung, die Entfernung Briennes, diesem endlich begreiflich machte, es sei Zeit für ihn, zu gehen.

Welche Kluft zwischen Neckers erster Verwaltung und der Gegenwart sich aufgetan hatte, zeigte der Umschwung in seinen eigenen Anschauungen. Er hielt es jetzt nicht mehr für möglich, die Berufung der Generalstaaten der öffentlichen Meinung zu verweigern, und er wiederholte unmittelbar nach seinem Amtsantritt Briennes Versprechen ihrer Berufung vor dem Parlament. Im

Widerspruch zu diesem, zu den wiederversammelten Notabeln, zum Hof, zu den Prinzen von Artois und Condé, veranlaßte Necker den König, die Zahl der Deputierten auf 1000 festzusetzen und dem dritten Stande die doppelte Vertretung zu geben, wogegen er die Frage, ob nach Köpfen oder nach Ständen abgestimmt werden sollte, nicht entschied. Dem Ministerrat, in dem dieser Entschluß am 27. Dezember gefaßt wurde, wohnte auch die Königin bei. Nichts in ihren Äußerungen verriet, daß sie der Tragweite der Entscheidung sich bewußt wurde, wohl aber warfen ihre Freunde ihr aufs bitterste vor, sie nicht verhindert zu haben: „Ich zittere, daß ich es bin, die Necker zurückgerufen hat," schrieb die gepeinigte Frau an Mercy. „Mein Unglück ist es, Unglück zu bringen. Sollten teuflische Unternehmungen gegen Necker aufgeboten werden oder des Königs Autorität durch ihn leiden, so werde ich noch verhaßter sein."

Das Jahr 1789 häufte die Sorgen auf ihrem Haupt. Aufstände und Unruhen in den Provinzen, der Hunger, der infolge der Mißernte und des unerhört strengen Winters die Bevölkerungen bedrohte und die Versorgung von Paris zu Neckers dringendster Aufgabe machte, erregten die erhitzten Gemüter noch mehr. Schon strömten Bettler und Vagabunden aus der Fremde und aus allen Teilen Frankreichs in der Hauptstadt zusammen, und es sammelten sich von nun an die furchtbaren Horden, die

der kommenden Revolution zu Gebot stehen sollten.

Während trübe Ahnungen die Monarchin bestürmten, litt die Mutter nicht weniger. Im Jahre 1787 hatte sie ihr jüngstes Kind, die kleine Tochter, verloren. Jetzt zitterte sie für das Leben des Dauphin, der in schleichendes Siechtum verfallen war. Seit Juli 1788 wurde sein Zustand hoffnungslos. Elend sah sie ihn dahinsterben, des Trostes beraubt, über die letzten Tage des Kindes, das beständig nach ihr verlangte, ungestört wachen zu können. Die Ereignisse drängten. Während Necker in unbegreiflicher Verblendung die Generalstaaten nach Paris berufen wollte, entschied sich Ludwig XVI. dafür, sie in Versailles, unter seinem Dach zu versammeln. In den „Cahiers“, in denen die Nation den Deputierten ihre Klagen und Wünsche aussprach, verkündete sich die Zukunft. Jahrzehnte hindurch hatte die Krone dem Volk einzelne freiheitliche Zugeständnisse und Reformen gebracht und es dadurch geschult, das trotzdem noch auf ihm lastende Joch selbst abzuwerfen. Ein englischer Reisender, der Frankreich 1788 beobachtete, nennt dessen Regierung „die mildeste aller großen europäischen Staaten, England ausgenommen“. Herzensgüte und Wohlwollen gewannen Ludwig XVI. für die Ideen, die in andern Ländern von der Einsicht der aufgeklärten Despoten des XVIII. Jahrhunderts durchgeführt, ihn schon in Turgots Tagen begeistert hatten. Aufgegeben

hatte er sie nie, wohl aber fehlten seinen schwankenden Entschlüssen klares Wollen und ein bestimmt festgehaltenes System. Durch schlimme Ratgeber immer wieder in reaktionäre Bahnen zurückgedrängt, wurde er von ihnen verleitet, in der Theorie die unumschränkte Gewalt unverändert zu beanspruchen, die er praktisch nicht mehr ausübte. Gegen diesen Zustand der Unsicherheit erhob sich, am Vorabend der Berufung der Stände, die Stimme derer, die nach fast 200 Jahren wieder im Namen des Volkes sprechen sollten.

Über die Form der Verfassung, die alle begehrten, gingen die Ansichten auseinander; den politischen Ansprüchen des zu Wohlstand und sozialer Macht gelangten dritten Standes widerstrebten nur die Privilegierten, aber aus ihren Reihen erhielt doch auch dieser dritte Stand seine Führer, und es währte nicht lange, da traten 208 Pfarrer zu ihm über. In seinem Lager war fortan Frankreich.

IV.

Der Beginn der Revolution.

Am 4. Mai 1789 begegnete sich zu Versailles die alte mit der neuen Zeit: 270 Abgeordnete des Adels, 291 des Klerus, 557 Mitglieder des dritten Standes, vorwiegend Advokaten, trafen im Schloß ein, um sich von dort aus zur Kirche zu begeben. Der Hof, im Gepränge hergebrachten Glanzes, trat in feierlichem Zuge auf, die Königin an der Seite des Gemahls, in mit Edelsteinen besetzter Robe und die Krone auf dem Haupt, aber so niedergeschlagen, daß die Trauer ihrer Haltung allgemein bemerkt wurde. Beifallsrufe für den Herzog von Orléans, der in einfach schwarzer Tracht den Abgeordneten des dritten Standes sich anschloß, waren augenscheinlich gegen Marie Antoinette gerichtet. Sie verlor einen Augenblick die Fassung. Die Prozession wurde unterbrochen, man mußte die Königin, die ohnmächtig zu werden drohte, stützen. Doch raffte sie sich auf und begab sich in die Kirche. Am nächsten Tag, bei der feierlichen

Eröffnung der Stände, begegnete ihr zuerst eisiges Schweigen. Vergebens bot ihr der König vor Beginn seiner Rede den neben dem Thron für sie bereiteten Sitz. Sie verbeugte sich tief und vernahm stehend, wie die ganze Versammlung, die Aufforderung zur Einigkeit und Mäßigung, die Ludwig XVI. würdevoll und mit lauter Stimme verlas. Sie trug ein violettfarbenes Oberkleid auf silbergestickter weißer Seide und einen Diamantreif mit Reiherfeder im Haar. Noch einmal riß ihre blendende Erscheinung die Versammlung hin. Nach Neckers dreistündiger Rede mischten sich Beifallsrufe für die Königin in die Huldigungen für den Monarchen. Sie wurden lauter, als sie, nach allen Seiten sich verneigend, dankte. Ihr Herz klagte um den Sohn, den man kurz vorher nach Meudon gebracht hatte. Dort verlebte jetzt die Königin ihre Tage, nahm ihre Mahlzeiten an seinem Bett und „verschluckte mehr Tränen als Brot", wie ein Augenzeuge sagt. Am 4. Juni kam das Ende. Der Knabe hatte sich eine Locke abgeschnitten, „für die Eltern, damit sie nach meinem Tode meiner nicht vergessen". Noch in der Conciergerie trug Marie Antoinette dieses in einen Ring gefaßte Haar am Finger.

Jetzt mußte sie vor allem den König aufrecht erhalten: „Sind denn keine Väter unter den Abgeordneten des dritten Standes?" rief er schmerzlich, als sie am Morgen nach dem Tode seines Sohnes auf einer Audienz bestanden.

Nach Wochen des Zerwürfnisses mit den beiden ersten Ständen konstituierte sich am 17. Juni der dritte Stand zur Nationalversammlung. Necker, der an der Verwirklichung seines Ideals einer Verfassung nach englischem Muster auch jetzt noch festhielt, bat den König, „sich in eine solche Konstitution zu ergeben" und die Abstimmung nach Ständen zu opfern. Er durfte nicht eingestehen, was er seit Monaten wußte, daß selbst auf die Verläßlichkeit des Heeres nicht mehr zu rechnen war. Das unheilvolle Dekret von 1781, das die hohen militärischen Stellen ausschließlich Adeligen sicherte, die Abneigung gegen die nach preußischem Muster eingeführte Disziplin, mehr noch der Geist der Zeit bereiteten den Abfall der bewaffneten Macht vor. Ebensowenig durfte Necker im Widerspruch zu seinen eigenen Finanzberichten die Leere des Schatzes und die Erschöpfung des Kredites offenbaren, wollte er das öffentliche Vertrauen nicht verlieren.

Der König aber folgte anderen Einflüssen. Er ließ am 20. Juni den Sitzungssaal des dritten Standes schließen. Dieser trat unmittelbar darauf im Ballspielhaus zusammen und leistete den bekannten Schwur, sich vor Vollendung der Verfassung nicht wieder zu trennen. Die Nationalversammlung wurde zur Konstituante und fuhr fort, zu tagen. Da berief am 23. Juni Ludwig XVI. die drei Stände zu einer „königlichen Sitzung", gebot ihnen, gegen Neckers Rat, getrennt zu verhandeln, legte ihnen aber gleich-

zeitig ein umfassendes Reformprogramm vor, das so ziemlich alles gewährte, was die revolutionäre Gesetzgebung später gab. Eisiges Schweigen begleitete seine gebieterischen Worte. „Die Zugeständnisse des Despotismus," wie Mirabeau sagte, „flößten kein Vertrauen mehr ein." Die Abgeordneten des dritten Standes leisteten der Aufforderung, auseinanderzugehen, offenen Widerstand. Mirabeau sprach das geflügelte Wort, sie seien hier durch den Willen der Nation und würden nur den Bajonetten weichen. Der König hatte keine Truppen zur Verfügung, hätte sie wahrscheinlich auch nicht energisch gebraucht und wich, nachdem Necker seine Entlassung eingereicht hatte, zurück. Der Herzog von Orléans führte 46 Adelige zum Tiers über. Ludwig XVI. befahl hierauf den Zurückgebliebenen, ein gleiches zu tun. Der dritte Stand hatte gesiegt, aber um den Preis, sich der Diktatur der Klubs und der Tribünen zu fügen, die ersten Gewalttaten in Paris und die beginnende Empörung der bewaffneten Macht stillschweigend gutzuheißen.

Die feindseligen Demonstrationen vom 23. Juni gegen den König erschütterten Marie Antoinette aufs tiefste. Sie bezeichnete Neckers Fernbleiben an jenem Tag als „verbrecherische Feigheit". Sorgenvoll schrieb Mercy nach Wien, der Hof beschuldige den Minister, sich zum Diktator aufwerfen zu wollen; die Kabale vornehmer Standespersonen, der Prinzen von Condé und Conti und der Madame Adelaïde, bediente sich beim Herrscherpaar

des nicht weitausschauenden Grafen von Artois. Necker blieb, obwohl die Entlassung der Minister, die seine Vorschläge vereitelt hatten, vom König verweigert wurde.

Die Zustände in Paris rechtfertigten es vollkommen, daß Ludwig XVI., auf seine Sicherheit bedacht, Truppen in der Nähe von Versailles, zu Compiègne zusammenzog, 30000 Mann, meist Deutsche und Schweizer, unter den Befehlen des Marschalls von Broglie. Der Pöbel der Hauptstadt aber befreite bereits, ohne Widerstand zu finden, aufrührerische Soldaten aus dem Gefängnis; in den Provinzen begann der Aufruhr seine Auslegung der Freiheit mit Einäscherung von Schlössern, Zerstörung von Archiven und Gewalttaten gegen einzelne. In den Gärten des dem Herzog von Orléans gehörigen Palais-royal forderte Camille Desmoulins als einer von vielen die brutalen Instinkte der Menge durch Aussicht auf Beute heraus: „Vierzigtausend Schlösser und Paläste, zwei Fünftel der Güter Frankreichs sollen der Lohn der Tapferkeit sein; die Nation muß gesäubert werden," so deklamierte er ungehindert zum Volk. Frankreich verfiel bereits der Anarchie. Die Nationalversammlung, durch das Aufgebot der militärischen Macht erschreckt, schickte eine Abordnung an den König, um die Zurückziehung der Truppen zu verlangen. Er antwortete würdig: für die öffentliche Ruhe sei er verantwortlich; ihre Aufrechterhaltung verlange außerordentliche Maßregeln;

es stehe den Deputierten, wenn sie sich bedroht glaubten, frei, in einer der Provinzstädte zu tagen, er werde, in diesem Fall, sich in das Lager seiner Truppen begeben. Diese Maßregel konnte die Rettung bedeuten. Da erfolgte, am 11. Juli, die Entlassung Neckers und die Berufung eines Ministeriums Breteuil. Über den wankelmütigen Monarchen hatte schließlich doch die Reaktion gesiegt. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde in Paris. Neckers und des Herzogs von Orléans Standbilder wurden im Triumph umhergetragen, eine Bartholomäusnacht der Patrioten verkündet. Paris, so hieß es, sollte ausgehungert, die Nationalversammlung aufgelöst, das alte System wieder aufgerichtet werden. In der allgemeinen unbeschreiblichen Aufregung richteten sich die schnödesten Anschuldigungen gegen die Königin. War sie für das Geschehene, den Wechsel der leitenden Männer, verantwortlich? Bestimmte Beweise fehlen. Jedenfalls blieb Breteuil auch nach seinem mißglückten Staatsstreich ihr Vertrauensmann. In diesen entscheidenden Tagen klagt Kaiser Joseph seinem Bruder Leopold über den Mangel an Nachrichten von Mercy und infolgedessen von der Schwester. Die Ereignisse überstürzten sich.

In Paris tobte schon am 13. Juli der Straßenkampf; die Gardes françaises traten zum Volk über und wandten sich gegen die treugebliebenen, von Besenval befehligten Fremdenregimenter, die dieser nach Versailles zurückbrachte. Am 14. Juli fiel die Bastille. Die

ersten Opfer der Volkswut wurden grausam hingeschlachtet, geraubt, geplündert, die Nationalgarde wurde gebildet, unter La Fayettes Befehl gestellt. Man entwarf Proskriptionslisten. Obenan standen die Namen Artois und Polignac. Ludwig XVI., auch jetzt noch entschlossen, für seine Sache kein Blut vergießen zu lassen, schickte die ihm treu gebliebenen Regimenter nach Metz. In der richtigen Erkenntnis, daß dort allein Sicherheit sei, beschwor ihn die Königin, ihnen mit den Seinen zu folgen. Sie traf alle Anstalten zur Abreise, verbrannte ihre Papiere – und bat vergebens.

Monsieur und die Mehrheit der Minister bewogen Ludwig XVI. statt dessen, am 17. Juli nach Paris zu gehen. Vorher befahl er seinem Bruder Artois, mit seiner Familie ins Ausland zu reisen. Der Prinz wandte sich nach Turin, an den Hof seines Schwiegervaters. Die Nächstgefährdeten waren die Polignacs. Den Bitten und Vorstellungen des Königs und der Königin gelang es, die Herzogin nach langem Widerstreben von der Notwendigkeit zu überzeugen, sich und die Ihrigen durch die Flucht zu retten. „Leben Sie wohl, zärtlichste der Freundinnen,“ schrieb in derselben Nacht die Königin; „das Wort ist entsetzlich, aber es muß sein. Hier ist der Befehl für die Pferde. Es bleibt mir nur die Kraft, Sie zu umarmen.“ Die beiden Frauen sahen sich niemals wieder. Zu Wien, wo die Herzogin ihr Heim aufschlug, bereitete ihr der

Schmerz um die Schicksale der unglücklichen Königin, an denen sie und die Ihrigen so schwere Mitschuld trugen, das frühe Ende. Den drei Prinzen des Hauses Condé, dem Abbé de Vermond, den gefährdeten Ministern und der Herzogin von Lamballe gelang es ebenfalls, Belgien zu erreichen. So begann die erste Emigration.

In der Überzeugung, der König werde aus Paris nicht lebend zu ihr wiederkehren, setzte Marie Antoinette eine Ansprache an die Versammlung auf. Das Gefürchtete trat nicht ein. Bailly, der neuernannte Bürgermeister der Hauptstadt, überreichte Ludwig XVI. die Schlüssel derselben mit den verhängnisvoll wahren Worten, das Volk habe sich den König zurückerobert. Im Stadthaus nahm dieser die neue dreifarbige Kokarde entgegen, bestätigte alle vom Aufstand eingesetzten Gewalten und rief Necker zurück. Einige Tage später mordete der Pöbel mit kalter Grausamkeit den greisen Staatsrat Foulon und dessen Schwiegersohn unter der gänzlich unbegründeten Anschuldigung, sie hätten mit Getreide auf Kosten des Volkes gewuchert. Für alle Unparteiischen, schreibt ein freisinniger Royalist, beginnt der Schrecken mit dem 14. Juli. Von da an drohten La Fayette und Bailly beständig mit ihrem Rücktritt, wenn Gewalttaten unter ihren Augen und gegen ihren Willen begangen wurden, aber sie blieben dennoch in ihren Stellungen und ließen geschehen, was geschah.

Marie Antoinette wußte von nun an, was

sie wagte, wenn sie ihren Posten nicht verließ. Der Gedanke an Flucht kam ihr aber nicht. Mit der Gefahr stählte sich ihr Mut, wuchs ihr heroischer Wille, neben dem König, für ihre Kinder zu kämpfen. Sie verstand nicht, ihn zu beraten, aber sie entschloß sich, für ihn ihr Leben einzusetzen und, wenn es noch möglich war, die Zukunft ihrer Kinder zu retten. Sie dachte vor allem an den Dauphin. Der vierjährige Knabe, schön, gesund und kräftig, zeigte glückliche Anlagen und weit über seine Jahre gehendes zartes und inniges Empfinden. An die Herzogin von Tourzel, die nach der Flucht der Herzogin von Polignac die Erziehung ihrer Kinder leitete, richtete Marie Antoinette Instruktionen, die mit nicht gewöhnlicher Einsicht alle Aufgaben und Schwierigkeiten der Erziehung erwogen. „Die Kinder," sagt sie, „haben unbegrenztes Vertrauen zu mir und bekennen mir ihre Fehler. Wenn ich sie rüge, zeige ich Kummer über das Geschehene und erreiche dadurch mehr als durch Strenge. Allein sie wissen, daß ich mein Wort nie zurücknehme, und nach Gründen, nie nach Laune mit ihnen verfahre. Jeder Hochmut liegt ihnen fern. Dabei soll es bleiben: unsere Kinder erfahren früh genug, wer sie sind. Ihr Herz ist gut und weich. Sie lieben einander innig. Mit Festigkeit läßt sich alles von ihnen erreichen." Bis ins einzelne und kleinste bespricht die Königin, was für ihr physisches Wohl, ihren Unterricht zu geschehen hat. Ebenso beurteilt sie ihre Umgebung, warnt

vor den einen, empfiehlt andere. „Ich sehe niemanden und bin den ganzen Tag allein," schrieb Marie Antoinette der Herzogin von Polignac. „Meine Kinder sind mein einziger Trost; sie verlassen mich kaum. Von den öffentlichen Angelegenheiten spreche ich Ihnen nicht. Der Gegenstand ist für uns beide zu schmerzlich. Das Glück des Königs, das meinige, hängen von der Wohlfahrt des Landes, vom Wohlergehen aller seiner Untertanen, vom höchstgestellten bis zum niedrigsten, ab. Davon sind wir noch weit entfernt. Meine Ruhe kann erst dann wiederkehren, wenn Ihnen Gerechtigkeit geworden ist." Mercy erhielt die Versicherung der Königin, sie schreibe nichts, was nicht jedermann lesen könne. „Seien Sie ruhig," wiederholte sie ihrem Getreuen, „das Schicksal vermag nichts wider meinen Mut und meine Kraft, aber es lehrt mich Vorsicht."

Aus dieser gewollten Passivität rissen sie die Oktobertage.

Der Hof war gewarnt, daß die Absicht bestand, den König und die Versammlung mit Gewalt nach Paris zu bringen und die Königin zu verhaften. „Die Deputierten," schrieb Fersen, der, nach Frankreich zurückgekehrt, von jetzt an die Ereignisse beobachtete, „zittern vor Paris, und Paris zittert vor 50000 Banditen." Der royalistischen Minderheit, den Monarchisch-Konstitutionellen, entzog der jetzt völlig machtlose Necker durch Bewilligung des suspensiven statt des ab-

soluten Veto für den König die letzte Waffe zur Wahrung seiner Autorität. Es war Zeit, an die Sicherheit des von einigen Hundert Schweizergarden ganz ungenügend geschützten Schlosses von Versailles zu denken, nachdem der Befehlshaber der Nationalgarde der Stadt Versailles sich dazu nicht stark genug erklärt hatte. Das Regiment Flandern, 1100 Mann und scheinbar verlässig, rückte am 23. September dort ein. Am 1. Oktober gaben die Schweizergarden im Opernsaal des Schlosses nach hergebrachter Sitte ihren Kameraden ein Bankett. Gegen Ende desselben erschien der von der Jagd zurückgekehrte König, von der Königin und dem Dauphin begleitet, in einer Loge. Ein Beifallssturm brach los, die Anwesenden zogen ihre Degen, die Musik spielte „O Richard, o mon Roi," weiße Kokarden wurden aufgesteckt, nicht endenwollende Hochrufe erschallten. Die königliche Familie, von diesen Äußerungen der Treue und Liebe ergriffen, begab sich in den Saal und nahm neue Huldigungen entgegen. Versuchte Demonstrationen auf ihrem Rückweg, vor der in den Höfen des Schlosses versammelten Menge wurden vermieden. Die Anschuldigung, die dreifarbige Kokarde sei an jenem Abend mit Füßen getreten worden, hat später die Königin vor ihren Richtern, in Übereinstimmung mit den Zeugnissen anderer, eine unwürdige Verleumdung genannt. Wenige Tage vorher hatte sie selbst der Nationalgarde Fahnen verliehen. Es blieb die Tatsache einer royalistischen

Kundgebung, und damit war der längst gesuchte Vorwand zur Herbeiführung der Krisis gefunden. In den Klubs, im Palais-Royal, auf der Straße, in den Blättern verkündeten die Volkstribunen den Ausbruch einer Verschwörung gegen die Nation. Das Bankett wurde zur Orgie, das Verhalten des Hofes zum Verrat gestempelt. Selbst unter sogenannten Halbgebildeten des revolutionierten Mittelstandes machte das fürchterliche Witzwort die Runde, um Frankreich zu retten, bedürfe es eines Marschalls Turenne — Tue-Reine. Über die bewaffnete Macht gebot La Fayette, der Befehlshaber der Pariser Nationalgarde. Ungestraft plünderte die Menge die Waffenvorräte des Stadthauses; der Hof, so hieß es wieder, will Paris aushungern. Wütende Weiber läuteten Sturm, ergriffen Piken, Gewehre und Stöcke, schrien tanzend und singend, der König müsse zurück in seine Hauptstadt, drohten alles zu plündern und in Brand zu stecken. Am 5. Oktober ergeht der Ruf: „Nach Versailles, nach Versailles!" an La Fayette. Seine eigenen Nationalgarden, die mit ihnen vereinigten abgefallenen Soldaten sind eins mit dem Volk. Er versucht, sie zu beruhigen und zur Pflicht zurückzubringen, und beruft sich auf die Befehle der Munizipalität. Der Aufruhr wächst, die Menge tobt. Bailly ergibt sich ins Unvermeidliche und befiehlt den Marsch auf Versailles. La Fayette folgt bei strömendem Regen der wilden Horde, die Weiber voran, an der

Spitze seiner Truppen, von denen er weiß, daß sie ihm nicht mehr gehorchen. Während das in Paris sich vollzieht, erhält die Nationalversammlung die Antwort des Königs auf ihre letzten Dekrete. Er nimmt diese, die Erklärung der Menschenrechte, die Abschaffung der am 4. August geopferten Feudalrechte und Privilegien, vorläufig an. Aber er knüpft seine endgültige Zustimmung an die Vollendung der Verfassung, an die Wahrung der Rechte der Exekutive. Er fordert dringend, den Gang der Justiz nicht in einem Augenblick zu unterbrechen, wo jede Ordnung versagt. Es entspinnt sich eine erregte Debatte. Ein Abgeordneter spricht von der Orgie des 1. Oktober. Mirabeau ist es, der vorschlägt, die Person des Königs allein für unverletzlich zu erklären; er wagt eine Insinuation gegen die Königin. Da ward ihm insgeheim gemeldet, 40000 Pariser marschierten gegen Versailles. Umsonst flüstert er dem Präsidenten der Nationalversammlung, Mounier, einem königstreuen Konstitutionellen zu, die Sitzung schleunigst aufzuheben: die Deputierten seien gefährdet. „Um so besser," erwidert Mounier, „wenn sie uns alle finden und töten; aber wohlverstanden, alle! Die Geschäfte der Republik werden dann um so besser gehen."

Der König ist auf der Jagd, die Königin zum letztenmal, Ruhe und Vergessen suchend, in den Gärten von Trianon. In atemloser Eile werden Boten entsendet, die königliche Familie

und der Ministerrat versammelt. Stunden hindurch wechseln die verschiedensten Entschlüsse. Soll der König bleiben, soll er sich im Schloß zur Wehr setzen oder in die Provinz fliehen? Er selbst kennt keine Angst. „Ach was, Befehle? Gegen Frauen? Sie spaßen," erwidert er dem Führer der Leibgarde. Die Flucht vor dem Aufruhr kommt in seinen Augen der Abdankung gleich; er verweigert sie dem einzigen Minister, der darauf besteht. So wird es Abend, und die Banden, mit Maillard, einem „Sieger der Bastille", und anderen Mordgesellen an der Spitze erscheinen. Trunkene, wütende Weiber, vom Regen und Unwetter mit Kot besudelt, durchnäßt und vor Erregung außer sich, drohen heulend und schreiend, die Königin in Stücke zu reißen. Sie eröffnen den Zug fürchterlicher Gestalten, der sich zuerst in die Nationalversammlung den Weg bahnt. Maillard nimmt das Wort; die Aristokraten, ruft er, wollen uns aushungern. „Wir wollen Brot," brüllen die Weiber; sie ziehen verschimmelte Krusten aus den Taschen und schreien, die Österreicherin solle sie schlucken; ihr werde man den Hals abschneiden. Mounier muß sich entschließen, eine Deputation von Abgeordneten zugleich mit diesen Megären zum König zu führen und die bedingungslose Unterzeichnung der Dekrete zu verlangen. Ludwig XVI. unterschreibt. Den Weibern verspricht er, alle vorhandenen Lebensmittel zur Verfügung zu stellen. Sie scheinen befriedigt; einige kehren

nach Paris zurück, die andern werden, weil sie sich versöhnlich zeigen, von ihren draußen gebliebenen Gefährtinnen mißhandelt. Diese wissen, was sich vorbereitet und haben Geld bekommen, um zu bleiben. Ruhig und gefaßt verhält sich in der ungeheuren Aufregung und Ratlosigkeit die Königin. Sie gedenkt in dieser Stunde Maria Theresias. „Ich weiß," sagt sie zu ihrer Umgebung, „daß man meinen Kopf verlangt; aber meine Mutter lehrte mich den Tod nicht fürchten; ich erwarte ihn." Noch um elf Uhr nachts läßt sie der Herzogin von Tourzel die Weisung zukommen, wenn Gefahr drohe, die Kinder nicht zu ihr, sondern zum König zu bringen. Sie weigert sich, selbst zu ihm zu gehen, um ihn nicht durch ihre Gegenwart zu gefährden. Ebenso willigt sie nur unter der Bedingung darein, Pferde und Wagen bereit halten zu lassen, daß für den König allein, nicht für sie, Gebrauch davon gemacht werde. Auffallend spät, erst um Mitternacht, erscheint La Fayette. Er verspricht, sein Leben für seinen Monarchen einzusetzen, verlangt für seine Truppen die Wachen im Schloß und verbürgt sich für ihre Treue. Nur in den innern Gemächern bleiben die Schweizer auf ihren Posten. La Fayette, nachdem er auch der noch tagenden Nationalversammlung die gleichen, beruhigenden Versicherungen gegeben und auch sie in trügerische Sicherheit gewiegt hat, legt sich todmüde und erschöpft im nahe bei dem Königsschloß befindlichen Hotel de Noailles

schlafen. Um zwei Uhr morgens geht auch die Königin zur Ruhe. Da weckt sie gegen sechs Uhr des 6. Oktober ein fürchterlicher Tumult im Park unter ihren Fenstern. Sie schellt der ersten Kammerfrau, und diese, über die Ursache des Lärms befragt, antwortet, es seien Weiber, die kein Lager für die Nacht finden konnten. Die Königin, wieder beruhigt, steht infolgedessen nicht auf. Währenddem dringen Banden in die Höfe, ermorden zwei Leibgardisten, suchen und finden den Weg zu den Gemächern Marie Antoinettes und werfen sich auf die beiden andern Offiziere, die an der Tür zu den Vorzimmern Wache halten und Widerstand zu leisten versuchen. Der eine, Herr von Miomandre, findet noch Zeit, blutüberströmt die Tür aufzureißen und den dort anwesenden Frauen zuzurufen, die Königin zu retten. Eine derselben schiebt schnell den Riegel der Tür des zweiten Vorzimmers hinter sich zu, stürzt zu ihrer Gebieterin, wirft ihr mit Hilfe der ersten Kammerfrau Rock und Mantel um und reißt sie fort, in einen kleinen Gang, der zu den Gemächern des Königs führt. Die Tür ist verschlossen, es dauert fünf Minuten, bis sie von außen geöffnet wird. Dann endlich kann die Königin ihren Mördern entweichen. Ludwig XVI., der auf einem andern Weg zu ihr geeilt ist, findet sie in seinen Zimmern wieder, von der Tochter, die sie selbst geholt hat, dem Dauphin und der öniglichen Familie umgeben. Sie stand am Fenster

und blickte traurig ins Weite. Alle Zeugnisse stimmen überein, daß sie nicht wankte, um kein Mitleid warb. „Mama, ich habe Hunger,“ ruft der Dauphin. „Geduld, mein Kind, bis der Tumult zu Ende ist,“ erwidert die Mutter. La Fayette war endlich erschienen und hatte mit seinen Grenadieren die plündernde, alles verwüstende Rotte aus dem Innern des Schlosses vertrieben. In den Höfen tobt die Menge weiter und begehrt, den König zu sehen. Er zeigt sich, sie läßt ihn hochleben und verlangt nach der Königin, die einen Augenblick zaudert. Auf die Bemerkung La Fayettes aber, nur ihr Erscheinen vermöge das Volk zu beruhigen, tritt sie, ihre Kinder an der Hand, ans Fenster. „Keine Kinder, die Königin auf den Altan, allein, allein,“ schallt es ihr entgegen. Sie ist noch im Morgengewand. Das Haar ungeordnet, das Gesicht bleich, die Haltung gebietend, so zeigt sie sich der Menge, „eine Erscheinung, ganz dazu angetan, die Einbildungskraft der Menschen zu packen“. Ein Mann in der Uniform der Nationalgarde legt auf sie an; die Waffe entladet sich nicht. Dann folgt ein tausendstimmiger Ruf: „Es lebe die Königin!“ dem der andre: „Der König nach Paris!“ folgt. Flintenschüsse krachen, den Donner der Kanonen übertönt das Geheul der Menge, die Königin tritt zurück. Die so lange niedergehaltene Erregung bricht sich in einem Tränenstrom Bahn, sie schließt den Dauphin in die Arme. „Ich weiß was mich erwartet,“ entgegnet sie La Fayette,

der sie um ihre persönlichen Absichten befragt, „meine Pflicht ist es, zu Füßen des Königs, in den Armen meiner Kinder zu sterben.“ Gegen La Fayette, den an jenem fürchterlichen Tag nur die Torheit eitler Verblendung gegen die Anschuldigung des Verrates schützt, faßt sie eine unüberwindliche, nur zu begreifliche und dennoch verderbenbringende Abneigung. Um zwei Uhr, im Geleit bewaffneter Scharen und tobender Weiber, denen wilde Männergestalten die auf Piken gepflanzten Häupter der zwei ermordeten Leibgardisten vorantragen, unter Schmähungen und Lästerungen setzt sich der Leichenzug der Monarchie in Bewegung. Seit 1665 hatte dies Königtum sich im Prunk von Versailles und in der Abgeschlossenheit anderer Lustschlösser der Nation entfremdet. So wurde der Einbildungskraft und der Legende freies Spiel gelassen, wurde auch da Schlimmes vorausgesetzt, wo nur die Gewöhnung an ein Dasein selbstsüchtigen Genusses das Sündenleben Ludwigs XV. überdauerte. Jetzt kam die furchtbare Abrechnung. Im Sonnenglanz eines Spätherbsttags, der den Gegensatz zwischen dem heitern Frieden der Natur und den Greueln menschlichen Tuns nur um so greller beleuchtete, bewegte sich, fünf qualvolle Stunden hindurch, der unabsehbar lange Zug seinem Ziel, dem Pariser Stadthaus, entgegen. Von der Hefe der Bevölkerung umgeben, mußte Marie Antoinette vom Wagen aus beruhigende Worte an die wütenden Weiber

und Männer richten, die unter dem Geschrei, sie brächten den Bäcker, die Bäckerin und den Bäckerjungen zurück, mit der Laterne drohten und dann wieder, durch die ruhige Güte und Würde der Königin gewonnen, in den Ruf ausbrachen: „Wir kannten Sie nicht. Man hat uns getäuscht.“ Erst nachdem man ihr sagte, sie werde allein nicht lebend in den Tuilerien ankommen, gab Marie Antoinette den Gedanken, dahin sich zu begeben, auf und folgte dem König zum Stadthaus, zu dem auch das Volk strömte. Mit Freude und Vertrauen, erwiderte der Monarch auf die Ansprache Baillys, kehre er in seine gute Stadt Paris zurück. Der Bürgermeister trat ans Fenster, wiederholte das Gehörte der Menge, vergaß aber das Wort Vertrauen. Die Königin ergänzte es und weckte damit Beifall. Bei Fackelschein hielt die königliche Familie endlich ihren Einzug in den Tuilerienpalast, wo nichts zu ihrem Empfang bereit stand. „Wie häßlich ist es hier,“ rief der kleine Dauphin, der bei offenen Türen seine erste Nacht dort zubringen mußte.

Über den Sieger, das Volk, kam ein kurzer Umschlag der Stimmung. Die Königin hätte sich während der ersten Zeiten nach ihrer Ankunft geliebt wähnen können. Sie nahm ihre Pflichten bei streng eingehaltener Tageseinteilung wieder auf, speiste öffentlich mit dem König, empfing Deputationen, besuchte Wohltätigkeitsanstalten und teilte ihre Zeit zwischen ihren Kindern, dem Gatten und ihren Beschäftigungen, am liebsten der Hand-

arbeit, die sie beruhigte. Bei dem Dauphin erwachte eine leidenschaftliche Liebe zur Mutter. Um ihr Freude zu bereiten, überwand er seine Trägheit und lernte in ein paar Wochen lesen. „Sie ist glücklich wie eine Königin," hörte er eines Tags eine Dame zur andern sagen: „Glücklich wie eine Königin? Sie reden doch nicht von meiner Mutter, denn diese weint immer." Die Nacht des 6. Oktober hatte ihr schönes blondes Haar gebleicht. Aus den vertraulichen Briefen, die durch sichere Hände an ihre Getreuen gelangten, spricht dennoch, neben den Ausdrücken des Schmerzes über ihre Lage, die Zuversicht, noch werde es gelingen, durch Geduld, Standhaftigkeit und Güte die ehrlichen, gesunden Elemente in Bürgerstand und Volk zu gewinnen. Später vor ihren Richtern über die Vorgänge während der Oktobertage befragt, fand sie das königliche Wort, sie habe alles gesehen, alles gewußt, alles vergessen. Aber ihre Feinde blieben von 1789 an unerbittlich. In dem folgenden Jahr 1790, das verhältnismäßig ruhiger verlief, wurden zwei Mordanschläge, die nur der Zufall vereitelte, gegen die Königin gemacht. Ludwig XVI. hatte seine Leibgarden geopfert, die Sicherheit des Schlosses und der Seinen fast ausschließlich den Nationalgarden überlassen, die sie nicht schützten, wohl aber überwachten. Der Verkehr mit der Außenwelt unterlag einem System der Spionage. Von 1791 an vermittelte Graf Fersen die Korrespondenz der Königin mit dem Wiener

Kaiserhaus und ihren Vertrauten im Ausland, konnte es aber auch nicht verhindern, daß kompromittierende Schriftstücke aufgefangen und später gegen sie gebraucht wurden. Mit Ausnahme der königlichen Privatgemächer waren die Tuilerien allen zugänglich, die Gärten nur während der Morgenstunden abgesperrt. „Ich rede mit dem Volk," schreibt Marie Antoinette. „Milizen, Hallenweiber reichen mir die Hand, ich gebe sie ihnen ... Meine gegenwärtige Rolle besteht darin, mich völlig in meiner Familie abzuschließen und durch gänzliche Untätigkeit die über mich verbreiteten Eindrücke vergessen zu machen. Nur die Erinnerung an meinen Mut soll bleiben; wenn nötig, wird er sich wieder bewähren."

Dieser Heldenmut weckte der unglücklichen Frau begeisterte Bewunderer. Er entflammte die Beredsamkeit des großen irischen Parlamentariers Edmund Burke, der sie 1774 in den Tagen ihres Glanzes gesehen hatte und jetzt ihr Ritter wurde. Seine Überzeugung vom Fehlschlag der Revolution zur Begründung der Freiheit, seine tiefe Verachtung für ihre Führer, sein völliger Unglaube an der Fähigkeit abstrakter Theorien zur Herstellung einer neuen Staatsordnung steigerten die Empörung des Mannes über die schnöde Behandlung einer wehrlosen Frau.

Während Burke die öffentliche Meinung Europas zugunsten der Königin aufrief, entfaltete der gewaltigste Mensch, den die Revolution

hervorgebracht hat, Honoré Gabriel Riquetti, Graf von Mirabeau, Kraft und Willen, stark genug, um der von ihm geplanten Politik und ihm selbst, dem Träger derselben, zum Sieg zu verhelfen. Mirabeau wollte die gemäßigte Monarchie, die Versöhnung der wiederhergestellten königlichen Autorität mit den Rechten des Volkes. Auf Ludwig XVI. war zur Ausführung eines solchen Planes kaum zu rechnen. Mirabeau, auch von Necker beständig zurückgewiesen, richtete sein Augenmerk bereits nach dem 14. Juli 1789 auf die Königin. Sein Freund und der ihrige, Graf de la Marck, überbrachte ihr die ersten Anerbietungen in diesem Sinn und erhielt von ihr die Antwort, niemals hoffentlich werde der König unglücklich genug sein, zu einem solchen Auskunftsmittel seine Zuflucht zu nehmen. Mirabeaus Vergangenheit, er war sich dessen schmerzlich bewußt, erhob sich wider ihn. Einen befleckteren Namen wie den seinen gab es in Frankreich nicht. Physisch und moralisch ein Ungeheuer an Leidenschaft und wilder, ungezügelter Kraft, von Blatternarben entstellt, vom eigenen Vater zur Strafe für betrügerische Schulden und unwürdige Liebesabenteuer ins Gefängnis gesteckt, dann flüchtig im Ausland, hatte Mirabeau die Welt mit dem Lärm des Skandals, aber auch mit dem Ruf eines Talentes erfüllt, das durch verwegene Angriffe gegen bestehende Mißstände Gehör erzwang. Infolgedessen schickte ihn Vergennes 1786 in geheimer Mission nach Berlin, wo er den Tod

des Großen Friedrich erlebte und sein größtes Werk „Von der preußischen Monarchie“ schrieb. Er scheiterte als Diplomat, triumphierte aber als Publizist und vollendete seine staatsmännische Schulung. Von seiner Vaterstadt Aix zum Deputierten des dritten Standes gewählt, führte er an dessen Spitze den Kampf gegen die alte Ordnung. Seine kühne, hinreißende Beredsamkeit, sein auf praktisch Erreichbares gerichteter Blick siegten wohl über die Mißachtung, die er einflößte, aber leider nicht über die Hindernisse, die sich dem Ziel seines Ehrgeizes, der Berufung in das Ministerium entgegensetzten. Früh, sehr früh erkannte Mirabeau, daß der Despotismus der Krone nur gegen jenen der Nationalversammlung, die wiederum durch die Tyrannei der Straße terrorisiert wurde, vertauscht worden sei, daß mit der Verfassung, so wie sie entstand, nicht regiert werden konnte. Aber seine Macht beruhte nur auf seiner Popularität. Er veranlaßte deshalb stets Maßregeln, die er doch nicht billigen konnte, und führte, von der Krone zurückgewiesen, die von ihm verachtete Demokratie zum Sieg. Die Nationalversammlung war gegen seinen Willen dem König nach Paris gefolgt. Am 7. November versperrte ihr Dekret, welches das Deputiertenmandat mit dem Ministerposten unverträglich erklärte, Mirabeau endgültig den Weg zur Macht. Seit den Oktobertagen war der Herzog von Orléans, der den Aufstand jenes Monats, den Zug der Hallenweiber nach Versailles, mit seinem

Gelde angezettelt hatte, von La Fayette auf kurze Zeit nach England geschickt worden; Monsieur war ebenfalls kompromittiert; Necker, obwohl er bis September 1790 im Amte blieb, gänzlich verbraucht. Am 20. Februar starb enttäuscht und von der Schwester, die seine Ansichten nicht mehr teilte, kühl betrauert, der edle Kaiser Joseph. Sein Nachfolger Leopold war der Königin nicht viel mehr als ein Fremder. Der Aufstand in Belgien, der eine von La Fayette gewünschte Einmischung Frankreichs gegen den Kaiser und den Beginn der bewaffneten revolutionären Propaganda Frankreichs im Ausland befürchten ließ, erfüllte sie mit Bangen. Die unausgesetzt an sie herantretenden Vorschläge, allein oder mit der königlichen Familie zu fliehen, fanden kein Gehör oder waren überhaupt unausführbar. In dieser Lage empfahlen Mercy und de la Marck seit Monaten die Annäherung an Mirabeau. Ihr graute „vor seiner Sittenlosigkeit, seiner Falschheit, seiner Lüge". Sie hasse ihn, schreibt sie, wegen der ihr zugefügten Beleidigungen; sie hielt ihn überdies für die Oktobertage verantwortlich. Es gelang, sie in bezug darauf vom Gegenteil zu überzeugen, und im März 1790 trat Mirabeau wirklich in den Sold des Hofes. Er wurde nicht gekauft, er wurde bezahlt, um seine eigene Politik für die Monarchie zu machen, unter der Bedingung, sein zweideutiges Spiel fortzusetzen und seinen Feinden sich nicht zu enthüllen. An zwei Gedanken hielt

er fest. Mit dem Scharfblick des Genies erkannte er, daß der Krieg, gegen den die Jakobiner sich vorläufig noch sträubten, ihnen die Herrschaft bringen mußte, und daß das Leben des Königs und der Königin nur mit dem wiederhergestellten Ansehen der Krone oder nie gerettet werden konnte. Er gab für seine Treue gleichsam ein Pfand, indem er die teilweise Übertragung „des Volksrechts über Krieg und Frieden" durch die Nationalversammlung an den König verlangte und durchsetzte. Der Hof durfte hierauf einige Sommermonate in Saint-Cloud verbringen. Am 3. Juli frühmorgens sah Marie Antoinette dort im tiefsten Geheimnis Mirabeau. Sie gewann ihn so vollständig, daß er mit den Worten, die Monarchie sei gerettet, von ihr schied. „Sehr groß, sehr edel, sehr unglücklich, der einzige Mann in ihrer Umgebung," so hat er sie damals genannt. Allein ihr Vertrauen gewann er leider nie. Vergebens empfahl er die kühnsten, freilich auch die widersprechendsten Pläne. Offen und am hellen Lichte des Tags, „wie es einem König, der es bleiben will, ziemt", sollte Ludwig XVI. Paris verlassen und den Bürgerkrieg entfesseln oder aber ein Ministerium von Jakobinern berufen, um sie dadurch zu zwingen, ihn wieder regierungsfähig zu machen, sich selbst aber zu kompromittieren. Die Nationalversammlung wollte er in der gleichen Absicht, ihr Ansehen zu untergraben, in ihren Irrungen bestärken und damit zugrunde richten. Diese

Vorschläge fand die Königin „wahnsinnig". Es gelang ihr nie, Mirabeaus öffentliches Auftreten in der Nationalversammlung mit der freilich ganz widersprechenden Sprache, die er in seinen Noten an den Hof führte, in Einklang zu bringen, und auch sie verfiel in ratlose Untätigkeit. „Ich weiß," schrieb sie, „es ist die Pflicht eines Königs, für andre zu leiden, und diese Pflicht erfüllen wir gut."

Die Lage aber näherte sich unaufhaltsam der Krisis. Mit Zustimmung eines Ministers drohte La Fayette der Königin ins Gesicht mit einem Scheidungsprozeß; wenn die Scheidung nicht anders zu erreichen war, sollte die Anschuldigung des Ehebruchs gegen sie erhoben werden. Es bestand die bestimmte Absicht, sie zu entfernen. Das Fest der Föderierten, zur Jahresfeier des 14. Juli 1790, bei dem ein Stimmungswechsel zugunsten des Königs und der Königin sich zeigte, gab den Anlaß zu erneuerten Angriffen der Jakobiner. Sie predigten den Aufstand. Bei Marat kam die Monomanie des Mordes zum Durchbruch. Er verlangte sechshundert abgeschnittene Köpfe, forderte Galgen und Scheiterhaufen für alle, die es noch wagten, royalistische Lehren zu predigen. In den Händen dieser Menschen blieb Paris. Die Ausgabe der Assignaten begann. Die Neubildung des Heeres, dem das Wahlrecht zur Besetzung der niederen Offiziersstellen gegeben wurde, vollzog sich gleichfalls in revolutionärem Sinn.

V.

Der Untergang der Monarchie.

Da kam die Krisis, die den König und die Königin mit ihm vor eine Gewissensfrage stellte und damit ihr Los entschied. Die gallikanische Kirche hatte sich in die Säkularisation des Kirchengutes gefügt. Jetzt trennte die Zivilverfassung des Klerus die französische Kirche ganz von Rom, schuf dadurch das Schisma und zwang die Seelsorger, deren Übertritt zum dritten Stand den Triumph desselben besiegelt hatte, sich gegen die Revolution zu wenden, von der auch sie zuerst Schutz und Hilfe gegen Armut und Abhängigkeit erwartet hatten. Bereits durch das Dekret vom 27. November 1790 ging die Nationalversammlung zur religiösen Verfolgung über, indem sie alle den Eid verweigernden Priester als Störer der öffentlichen Ordnung dem Gesetz verfallen erklärte. Die Geistlichen, so bezeichnet sie Mirabeau, sind künftig Staatsbeamte, der Dienst des Altars ist ein öffentliches Amt.

Der König hatte die Verfassung im voraus beschworen. Den Tod im Herzen unterzeichnete er jetzt das Dekret über die Zivilverfassung. Noch hoffte er, eine Verständigung mit dem Episkopat und mit Rom herbeizuführen. Er erreichte wenigstens soviel, daß der milde Pius VI. bis zum 10. März 1791 zögerte, bevor er zur Verurteilung der Zivilverfassung schritt. Mit verschwindenden Ausnahmen – unter diesen Loménie de Brienne – blieb die französische Kirche ihrem Oberhaupte treu. Die Standesehre vermochte über viele freisinnig denkende Bischöfe, was die Überzeugung allein wohl nicht vermocht hätte. In einem ungläubigen Zeitalter war dagegen der König ein aufrichtiger, gläubiger Christ, ein treuer Sohn seiner Kirche geblieben. Es ist darauf hingewiesen worden, daß der Königin in den Tagen ihrer Jugend Lauheit in der Erfüllung ihrer religiösen Pflichten und Mangel an Ernst in bezug auf religiöse Dinge zum Vorwurf gemacht wurden. Sie war nicht von Herzen, aus innerstem Bedürfnis fromm, wie der König es war. Aber sie hörte auch nie auf, die Gesetze der katholischen Kirche zu beobachten und zu ihr sich aufrichtig zu bekennen. Gerade der Gegensatz der Anschauungen in religiösen Dingen hatte die Erkaltung der Beziehungen zwischen ihr und Kaiser Joseph veranlaßt. So fremd ihr die philosophischen Ideen blieben, so verhaßt war ihr der Voltairianische Geist. Der Gedanke, sich eines beeidigten Priesters als Seelsorger be-

dienen zu müssen, war ihr ebenso unerträglich wie dem König. Beide beschlossen daher, am 28. April zur Verrichtung ihrer österlichen Andacht nach Saint-Cloud zu gehen. Da verhinderte die von der Nationalgarde unterstützte empörte Menge die Abfahrt. Ihr Befehlshaber La Fayette fand keinen Gehorsam. Die Reise mußte aufgegeben werden, um Blutvergießen zu vermeiden. Bereits am 2. April war Mirabeau, die Prophezeiung auf den Lippen, er nehme die Trauer um die Monarchie mit ins Grab, den Aufregungen seines Daseins erlegen. Bis zuletzt hatte er alle Fluchtpläne bekämpft und offenen Widerstand gefordert. Jetzt nach dem Tod des großen Tribunen und dem ihm selbst auferlegten religiösen Zwang, beschloß der König, aus seiner Haft zu entweichen, nach Montmédy oder Metz, zum Heer von Bouillé. „Lieber König in Metz, wie unter solchen Bedingungen Beherrscher von Frankreich," sagte er zu Fersen. Seit Monaten standen er und die Königin durch geheime Agenten und Briefe in Unterhandlungen mit Bouillé, mit verschiedenen Mächten, mit Kaiser Leopold vor allem. Sie beschworen ihn, österreichische Truppen, die in Belgien standen, zu ihrer Verfügung bereit zu halten, aber um jeden Preis ihre Sache von der der Emigrierten zu trennen. Seit dem Halsbandprozeß war der Herzog von Condé, der das Emigrantenheer am Rheine sammelte, der persönliche Feind der Königin. Der Graf von Artois wurde gegen ihren Willen in Wien empfangen;

er sei zu schlecht umgeben, wiederholte sie beständig dem kaiserlichen Bruder, um trotz seines vortrefflichen Herzens Vertrauen zu verdienen. Artois' Berater war nämlich Calonne, dessen Einfluß die Königin am meisten fürchtete. Die Mächte zögerten; Mercy, den der Kaiser nach Brüssel versetzte, konnte keine bestimmten Versicherungen in bezug auf österreichische Hilfe geben und riet, den inneren Feind durch Anerkennung des revolutionären Systems zu täuschen. Der König tat es scheinbar, entwarf aber zugleich ein Manifest, in dem er die Gründe, die ihn zur Flucht bewogen, auseinandersetzte und die Unmöglichkeit nachwies, mit der Verfassung, so wie sie bestand, zu regieren. Außer Bouillé waren nur Breteuil und Fersen im Geheimnis. Letzterer kutschierte den Wagen, der in der Nacht vom 20. zum 21. Juni die königliche Familie auf dem Platz des Carrousel, einem der Höfe der Tuilerien, erwartete. Zwei Stunden gingen gleich anfangs verloren. Die Königin, die zuletzt die Tuilerien verließ, begegnete dem Wagen La Fayettes; eine Erkennung befürchtend, verlor sie sich in das Gewirr kleiner Gassen, die damals das Schloß umgaben und vom heutigen Louvre trennten. Sie fand, obwohl in Begleitung eines Leibgardisten, nur mit Mühe die Ihrigen und den Wagen wieder, den jetzt Fersen glücklich und unerkannt durch die Straßen der Hauptstadt lenkte. In Bondy, außerhalb von Paris, bestieg man eine Reisekutsche und trennte sich von Fersen, der in die

Stadt zurückkehrte und von da nach Belgien entkam. Der Paß der königlichen Familie lautete auf den Namen einer russischen Dame, Baronin Korff, deren Rolle die Herzogin von Tourzel übernahm. Der König trug die Kleidung ihres Kammerdieners, der kleine Dauphin Mädchengewänder. Die schwere, sechsspännige Reisekutsche, ein zweites Gefährt mit Kammerfrauen, der beständige Pferdewechsel, die Unvorsichtigkeit des Monarchen, der sich wiederholt zeigte und schon zu Châlons erkannt, aber vom königstreuen Bürgermeister nicht behelligt wurde, gefährdeten von Anfang an das Unternehmen. Von Châlons bis Varennes fehlten die von Bouillé aufgestellten Eskorten, weil die feindselige Stimmung der Bevölkerung die Offiziere veranlaßt hatte, jedes Aufsehen zu vermeiden; deshalb zogen sie sich lieber zurück, als daß sie das um Stunden verzögerte Eintreffen der Wagen abwarteten. Zu Saint-Menehould versagten die dort aufgestellten Dragoner ihrem Führer geradezu den Gehorsam. Er trat an den Wagen und sagte leise, die Maßregeln seien schlecht getroffen; um keinen Verdacht zu erregen, müsse er auf die Eskorte verzichten. Aber schon hatte der Postmeister Drouet den König erkannt. Er eilte auf Kreuzwegen voraus nach Varennes, alarmierte die Bevölkerung und die Nationalgarde, ließ die Brücke, die beide Stadtteile verband, besetzen. Unter einem engen Torweg am Eingang zu dieser Brücke fielen die Flüchtlinge

Drouet und seinen Leuten in die Hände. Es war nahe an Mitternacht. Unter dem Vorwand, es sei zu spät, die Pässe zu bescheinigen, brachte man sie in Abwesenheit des Bürgermeisters in das Haus des Gemeindeprokurators Sauce, wo der König, nachdem ferneres Leugnen vergeblich blieb, sich zu erkennen gab. Jetzt erst erschienen zwei der von Bouillé nach Varennes entsendeten Offiziere mit Abteilungen von Husaren. Noch wäre es möglich gewesen, die königliche Familie durchzuschlagen, aber Ludwig XVI. fürchtete für das Leben der Seinen und weigerte sich, das Wagnis zuzugeben. Die Königin ließ geschehen; auch ihr versagte zu Varennes die Entschlußfähigkeit. Sie versuchte die Herzen zu rühren, aber sie handelte nicht. Seit zwei Jahren, das darf nicht vergessen werden, erschöpfte sie Mut und Kraft an Fluchtplänen für den König und die Ihrigen, an Vorschlägen zum Widerstand, die immer wieder an der Ratlosigkeit Ludwigs XVI. scheiterten!

Am Morgen des 23. Juni erschienen die von der eiligst in Kenntnis gesetzten Nationalversammlung entsendeten Kommissäre mit einem Verhaftungsdekret. Die Königin, in höchster Aufregung, warf es im ersten Augenblick zornig zu Boden, mußte sich aber bald darein ergeben, ihre todmüden Kinder aus dem Schlaf zu wecken. Eine Stunde später begann die Rückfahrt nach Paris, bei glühender Hitze, unter dem Geleit einiger tausend Nationalgarden und bei wech-

selnder Stimmung der Bevölkerung, in der zum Teil noch royalistische Sympathien lebten, die aber, je mehr man sich der Hauptstadt näherte, feindseliger und drohender wurde. Ein Edelmann, der dem Zug sich anschloß, wurde ermordet; einem Priester, der sich zu nähern suchte, rettete die wieder erwachende Kaltblütigkeit Marie Antoinettes das Leben. In Epernay bestiegen zwei neue Kommissäre der Versammlung, Barnave und Pétion, den Reisewagen. Pétion, einer der niederträchtigsten Menschen, die die Revolution erzeugt hat, seines Zeichens ein radikal gesinnter Advokat, der unversöhnliche Feind der Königin, die er persönlich angegriffen hatte, benutzte die Gelegenheit, um, den Hut auf dem Kopf, durch zugleich rohe und familiäre Reden die königliche Familie zu beleidigen. Das Maß seiner Niedrigkeit läßt sich daran ermessen, daß er später zu behaupten wagte, Madame Elisabeth habe auf dieser Fahrt Wohlgefallen an ihm gefunden. Anders verhielt sich Barnave. Nach Mirabeau der größte Redner der Konstituante, hatte dieser junge Deputierte des Dauphiné in seiner Provinz den Anstoß zur revolutionären Bewegung gegeben und war zu Versailles und Paris als einer der Urheber der Verfassung hervorgetreten. Längst aber war er wie Mirabeau vor seinem Werk erschrocken. Der Anblick der Königin befestigte nun seinen Entschluß, die konstitutionelle Monarchie wieder lebensfähig zu machen, und gewann auch ihn der Trägerin der Krone. Durch dienst-

bereite Ehrerbietung suchte er auf der Fahrt nach Paris ihre Qualen zu erleichtern; die damals von ihr bewiesene Würde, ihre Anmut vergaß er nie wieder. So kehrte mit Gefahr des Lebens am 25. Juni die Königsfamilie in ihre Haft der Tuilerien zurück. „Seien Sie ruhig, noch leben wir," schrieb die Königin an Fersen.

Die Versammlung erklärte sich jetzt permanent, suspendierte den König, regierte bis zum 14. September 1791 allein und machte während dieser Zeit La Fayette für die Sicherheit der königlichen Familie haftbar. Von nun an standen Wachen selbst an der Tür des Schlafzimmers der Königin. In einer schlaflosen Nacht machte sie Licht, um zu lesen; da trat ein Nationalgardist an ihr Bett, setzte sich auf dasselbe und sagte, wenn sie nicht schlafen könne, so sei es besser, sie sprächen miteinander. Weder bei Tag noch bei Nacht hatte sie einen unbewachten Augenblick. Selbst ihre Kinder sah sie nicht mehr allein. Ohne die geschriebene Erlaubnis La Fayettes durfte niemand die Tuilerien betreten. Die Frage der Absetzung Ludwigs und der Berufung eines andern Souveräns wurde von den Parteien erwogen.

Monsieur war gleichzeitig mit seinem Bruder aus Paris geflohen und ins Ausland gelangt. Den aus England zurückgekehrten Herzog von Orléans, dessen Anhänger den Prozeß und die Absetzung Ludwigs XVI. verlangten, verwarfen alle Parteien. Der Plan, einen fremden Fürsten auf den Thron zu berufen, tauchte erst später auf.

Marie Antoinette hielt von nun an einem Entschluß unabänderlich fest.

Seit Varennes glaubte sich die Emigration berechtigt, ohne den König, für den König zu handeln. Ihre Reihen verstärkten sich täglich. Der verzweifelte Bouillé, der an der Spitze verläßlicher Regimenter zwei Stunden nach der Abreise von Varennes dort eingetroffen und, mit erschöpften Pferden und Mannschaften ferneres Eingreifen als hoffnungslos aufgebend, die Grenze überschritten hatte, stellte seine Offiziere und Geldmittel in Koblenz zur Verfügung. Die Prinzen standen in diplomatischen Beziehungen zu den Höfen. Gustaf III. von Schweden handelte im Einverständnis mit ihnen. Kaiserin Katharina gab zwei Millionen und erkannte die Regentschaft von Monsieur, der den Auftraggeber des Königs, Breteuil, von den Beratungen ausschloß. Von Ludwig XVI. sprach man in diesen Kreisen mit Verachtung. Augenzeugen nennen aber auch die Äußerungen, die dort über die Königin fielen, „infam“. In den Briefen Marie Antoinettes an Fersen, den einzigen, die ihre wahre Gesinnung enthalten, sagt sie unverhohlen, daß sie, wenn nicht ihre Schwäger, so doch die Umgebung, die jene mit fortriß, vor allem Calonne, der schlimmsten Dinge für fähig hielt. Die Beziehungen von Madame Elisabeth zu Monsieur, ihr Wunsch, Frieden zwischen den königlichen Geschwistern zu stiften, veranlaßten die Königin zur verzweifelten Äußerung, ihr häusliches Leben sei eine Hölle.

„Die Feiglinge, die uns preisgegeben haben, verlangen von uns, für ihre Interessen uns zu opfern," schrieb sie an Fersen. Wenn das gelang, gab sie sich und die Ihrigen verloren. Marie Antoinette sah nur ein Auskunftsmittel: ein unabhängiges Eingreifen der Mächte, den bewaffneten Kongreß. In der Erklärung von Pillnitz, vom 27. August 1791, las sie mit Recht den Ausdruck der Politik von Koblenz, die gefährliche, nutzlose Drohung des Eingreifens in die inneren Angelegenheiten Frankreichs und die Vertagung der Aktion bis zur Herstellung des Einverständnisses mit den Mächten. Die Zweideutigkeit war eine gewollte. Kaiser Leopold wünschte die Aufrechthaltung des Friedens, dessen er zunächst wegen Polens bedurfte. Er glaubte oder gab vor zu glauben, eine Versöhnung zwischen dem Monarchen und der Nation sei auf Grund einer verbesserten Verfassung möglich. Marie Antoinette hatte nicht unrecht, wenn sie ihm gegenüber in den schmerzlichen Vorwurf ausbrach, sie müsse an seiner Anhänglichkeit zweifeln; an die Gleichgültigkeit des Bruders, der eine Schwester in entsetzlicher Lage wisse, sie beständig gefährde und dennoch schweige, vermöge niemand zu glauben.

Noch war der König suspendiert. Die Jakobiner, Robespierre voran, verlangten seine Absetzung, veranlaßten die Einsendung von Petitionen in diesem Sinn und eine aufrührerische republikanische Bewegung auf dem Pariser Marsfeld, die La Fayette nach blutigem

Kampf am 17. Juli 1791 niederwarf. Die Jakobiner hatten sich verrechnet: die republikanische Lösung war verfrüht. Noch stand die Mehrheit in der Versammlung und im Lande selbst zur Verfassung, und diese hatte das konstitutionelle Königtum zur Voraussetzung. Die Anhänger der Verfassung verließen den Jakobinerklub und bildeten den Klub der Feuillants, von ihren Gegnern verächtlich „der monarchische Klub" genannt. Die Notwendigkeit führte sie zum Friedensschluß mit dem König. Er beschwor noch einmal die Verfassung und erklärte in Übereinstimmung mit seiner Gemahlin, nie sei es ihre Absicht gewesen, außer Landes zu flüchten; er übernahm wieder, zwar nicht die Regierung, wohl aber die äußern Verpflichtungen seiner Stellung und berief ein Ministerium von gemäßigten konstitutionellen Royalisten.

Mit dem selbstmörderischen Dekret, das alle Deputierten von der Wiederwahl in eine neue Versammlung ausschloß, trat hierauf, nach Erlaß einer Amnestie, die Konstituante vom Schauplatz ab. La Fayette und Bailly legten, der eine den Befehl über die Nationalgarde, der andere das Bürgermeisteramt von Paris nieder, worauf der Hof bei der Wahl des Nachfolgers Pétion unterstützte, um La Fayette fernzuhalten! Es war das Verhängnis Marie Antoinettes, an politische Bekehrungen niemals zu glauben. Ihr Stolz zog erklärte Feinde den zweifelhaften Verbündeten vor. Das erfuhren Mirabeau, Barnave, La

Fayette, Dumouriez, die monarchische Linke von 1789 sowie die konstitutionelle Rechte von 1791. Mehr wie zweifelhaft bleibt es, ob ein anderes Verfahren die Monarchie gerettet haben würde; gewiß ist nur, daß dieser Charakterzug der Königin das Verderben beschleunigte. Die Entscheidung fiel denn auch bald nach dem Zusammentritt der neuen gesetzgebenden Versammlung. Jetzt bildeten die Monarchisch-Konstitutionellen auf der Rechten und im Zentrum derselben die Mehrheit; auf der Linken saßen Republikaner, die künftigen Girondisten; die Extremen gehorchten den Klubs, den „Jakobinern" unter Robespierres, den „Cordeliers" unter Dantons Führung. Alles konnte gut gehen, wenn es der Mehrheit in der Versammlung gelang, ihre Absichten durchzusetzen, der Anarchie Herr zu werden und die Klubs zu schließen. Statt dessen zeigte es sich aber nach wenigen Wochen, daß die Mehrheit, die weder erprobte Führer noch politische Erfahrung besaß, von ratloser Angst hin und her getrieben, in allen wichtigen Fragen mit der Linken stimmte, und daß die Linke sich der tödlichen Umklammerung der Jakobiner nicht zu entziehen vermochte. Nicht nur die Königin verzweifelte an diesen Abgeordneten, die sie „ein Gemisch von Verbrechern, Wahnsinnigen oder Toren" nannte, nicht sie allein blieb der Ansicht, die Verfassung sei ungeheuerlich und unausführbar. Die ehemalige königstreue Linke von 1789 dachte jetzt wie die Königin und gab den

Bau, den sie aufgerichtet hatte, verloren. Barnave und seine Gesinnungsgenossen entwarfen einen Plan, der in seinen wesentlichen Zügen die Auflösung der Versammlung durch einen von den Provinzen auszuübenden Druck, die Einführung des Zweikammersystems, die Gewinnung der Presse, die Verurteilung der Emigration und ihre Preisgebung durch den Kaiser, die Aufrechthaltung des Friedens zur Voraussetzung hatte.

Diese Politik war es, die sie der Königin unterbreiteten und hierauf, im Januar 1792, in einer Denkschrift ausführten, die Marie Antoinette dem kaiserlichen Bruder übersandte. Gleichzeitig aber schrieb sie an den damals in Wien anwesenden Fersen: „Glauben Sie kein Wort des absurden Schriftstücks, das ich zu übersenden gezwungen bin, aber veranlassen Sie eine Antwort, die ich hier zeigen kann, denn unsere persönliche Sicherheit gebietet, diese Leute zu schonen und zu täuschen." Die Schwierigkeiten mehrten sich aber, nachdem im November Ludwig XVI. mit der Versammlung in Konflikt geraten war, weil er gegen zwei ihrer Dekrete von seinem Veto Gebrauch gemacht hatte. Eines derselben beraubte alle unbeeidigten Priester ihres Gehaltes und drohte ihnen mit Verbannung. Das andere verhing über alle „an einer Ansammlung im Ausland beteiligten Franzosen" die Todesstrafe, und im Fall der Abwesenheit, Beschlagnahme ihrer Güter. Ludwig XVI. befahl jetzt seinen Brüdern, die nicht gehorchten, nach Frankreich zurückzukehren.

Hierauf ernannte der König den Kandidaten der Konstitutionellen, den Grafen Narbonne, zum Kriegsminister, und dieser stellte drei Armeekorps, das eine unter La Fayettes Befehl, an den Grenzen auf. Wenn der Kurfürst von Trier, in dessen Gebiet sich das Emigrantenheer sammelte, dies bis Ende Januar nicht auflöste, sollte der Krieg erklärt werden. Auch jetzt noch fürchteten ihn die Jakobiner, denn er gab dem König die Verfügung über die bewaffnete Macht und konnte, im Fall des Siegs, ihm die Herrschaft zurückgeben! Die Republikaner der nunmehrigen Gironde rechneten anders. Zwischen ihnen und der Republik stand die Verfassung und mit ihr der König. Brissot verriet am lautesten ihre innersten Gedanken. Die Abschaffung des Königtums wollte er eben durch die Kriegserklärung bezwecken. Er hatte nur eine Sorge; es war die, daß kein Verrat erfolgte. Die Gironde, von des Kaisers Vorsicht und Mäßigung mit Recht eine friedliche Lösung fürchtend, schritt deshalb zu neuen Herausforderungen. Leopold sollte diese aber nicht mehr beantworten. Am 1. März raffte ihn fast plötzlich der Tod hinweg. Bereits am 13. März wurde Gustaf III. von Schweden ermordet. Das bisherige, der ehemaligen königstreuen Linken entstammende Ministerium Delessart fiel; dieser selbst wurde wegen Landesverrats in Anklagestand versetzt, weil er mit fremden Mächten unterhandelt hatte, aber die Beschuldigung war vielmehr gegen die Königin,

als deren Werkzeug er fälschlich galt, als gegen ihn gerichtet. Kein Haupt, erklärte die Gironde, werde, wenn schuldig befunden, dem Schwert entgehen; unverletzlich sei der König allein. Sie erachtete den Augenblick, sich der Herrschaft zu bemächtigen, für gekommen! Ludwig XVI. mußte sich in ein Ministerium der Gironde, mit Roland und Dumouriez, ergeben und bereits am 20. April Österreich den Krieg erklären. Mit Tränen in den Augen tat er den verhängnisvollen Schritt, der einen Weltkrieg, der fünfundzwanzig Jahre dauern sollte, entfesselte. Statt der militärischen Erfolge, auf die man gerechnet hatte, kamen die Niederlagen der französischen Waffen. Unter deren vernichtenden Eindruck wurde die Anklage des Verrates, wegen welcher als erstes Opfer ein kommandierender General, von seinen Soldaten ermordet, fiel, gegen alle Befehlshaber, die sich schlagen ließen, erhoben. Die Versammlung erklärte sich abermals in Permanenz. Am 27. Mai und 8. Juni unterbreitete sie Ludwig XVI. drei revolutionäre Dekrete: die Deportation der unbeeidigten Priester, die Auflösung seiner Garde, die Berufung von 20000 Föderierten ins Lager vor Paris. Nur das zweite Dekret nahm der König an. Der schwache Minister Roland, von seiner berühmten Frau, die Marie Antoinette haßte, immer mehr nach links gedrängt, forderte die Unterwerfung der Krone. Die Gironde denunzierte der Versammlung das österreichische Komitee, Marat verlangte bereits wieder Massen-



Marie Antoinette.
Stich von F. Bartolozzi.

morde. Da entließ Ludwig XVI. das Ministerium der Gironde, berief zum zweiten Male königstreue aber persönlich ganz unbedeutende Feuillants und sandte einen Vertrauensmann mit der Meldung nach Wien an seinen Neffen, den nunmehrigen Kaiser Franz, er erwarte Befreiung von dem ihm auferlegten eisernen Joch der Tyrannei. Den Kaiser ließen Marie Antoinettes geheime Mitteilungen seit seiner Thronbesteigung nicht in Zweifel, was sie und der König unter dieser Tyrannei verstanden. Es war die Terrorisierung der Versammlung und Frankreichs durch die Jakobiner. Jede Einmischung in innere Angelegenheiten, jede persönliche Erwähnung des Monarchen, baten sie, müsse jedoch vermieden werden; denn nie werde der französische Nationalstolz das verzeihen. Mit der Überzeugung, daß der Despotismus der Parteien die Versammlung ebenso wehrlos wie den König machte, stand Marie Antoinette nicht allein. La Fayette forderte von seinem Lager aus brieflich von den Abgeordneten die Schließung des Jakobinerklubs. Alles, sagt der Historiker Taine, was in Frankreich nicht von der Hand zum Mund lebte, erwartete von der Herstellung der königlichen Autorität die Niederwerfung der Anarchie. Da holte die Gironde, diesmal mit den Jakobinern im Bunde, zu einem neuen Schlag aus. Pétion und Danton, obwohl sie beide vom Hof Geld genommen hatten, warfen die Scharen der Vorstädte zuerst gegen die Versammlung, dann auf die Tuilerien. Das geschah

am 20. Juni 1792. Es war der erste Akt des Dramas, dem das Königtum unter den rohen Schlägen der Gewalt zum Opfer fiel.

Kaltblütig, aber allein traten Ludwig XVI. und seine Schwester den wilden Horden entgegen. Man hielt die Königin gegen ihren Willen in ihren Gemächern zurück, um die Gefahr, in welcher der Monarch schwebte, nicht durch ihre Gegenwart zu steigern. Madame Elisabeth wurde mit Marie Antoinette verwechselt; die Wütenden verlangten den Kopf „der Österreicherin“. „Warum sie aufklären, der Irrtum könnte die Königin retten,“ sagte die heldenmütige Prinzessin. Ludwig XVI. bewahrte eine so kaltblütige, würdevolle Haltung, daß er seine Angreifer entwaffnete. Aber er mußte die rote Jakobinermütze aufsetzen und ein ihm dargebotenes Glas auf das Wohl des Volkes leeren. Der Tumult dauerte seit zwei Stunden, dann endlich erschien Pétion. Mit niedrigen Schmeichelreden sprach er zu dieser Rotte von der Würde der Nation. Die Königin wurde gesucht. Sie stand mit ihren Kindern, von einigen Getreuen umgeben, im Saal, wo der Ministerrat sich zu versammeln pflegte. Der Sturm entlud sich in Schimpfreden und Todesdrohungen gegen sie. Auch sie wurde gezwungen, dem weinenden Dauphin die Jakobinermütze aufzustülpen: „Nehmen Sie dem Kinde die Mütze wieder ab, es wird ihm zu heiß,“ sagt ihr Santerre, der die Banden anführte. „Welches Unrecht habe ich Euch denn zugefügt?“ fragte Marie Antoinette

die trunkenen Weiber, die sie aufzuknüpfen drohten. „Das ist zu arg, es übersteigt die menschliche Geduld," hörte man sie sagen. Sie brach schluchzend zusammen, als sie nach Stunden der Qual, um zehn Uhr abends, den König wiedersah. Um drei Uhr hatte der Aufruhr begonnen! „Ich lebe noch, aber es ist ein Wunder; nicht mein Leben allein, das des Königs ist jetzt bedroht; seine Festigkeit hat ihn diesmal gerettet," schrieb die Königin an Fersen. Mit Gefahr des Lebens war es diesem Getreuen kurz vorher geglückt, nach Paris zu kommen und das Königspaar zweimal des Nachts zu sehen. Es gelang nicht wieder, aber auf Rettung hoffte Fersen bis zum Ende und ließ nichts unversucht, was hingebende Aufopferung vermochte. Auch La Fayette erschien jetzt am 28. Juni, sein Heer verlassend, in der Hauptstadt, forderte von der Versammlung Rechenschaft für die empörenden Vorgänge des 20. Juni, begab sich von da nach den Tuilerien und brachte in Vorschlag, den König unter dem Schutz von Nationalgarden nach Compiègne, wo Truppen standen, zu führen. Dort sollte er zwischen Frankreich und den Mächten vermitteln und die notwendigen Verfassungsänderungen vornehmen. Widersetzte sich die Versammlung der Abreise, die nach dem Wortlaut der Konstitution dem König seit September 1791 gestattet war, so hielt sich La Fayette für berechtigt, mit seinen Truppen gegen Paris zu marschieren. Es war die Königin,

die Ludwig XVI. veranlaßte, seine bereits gegebene Zustimmung zu diesem Vorschlag wieder zurückzuziehen; ein damit in Verbindung stehender Fluchtplan der Frau von Staël wurde mit den Worten abgelehnt, nie werde Marie Antoinette von ihr einen Dienst annehmen. Neckers Tochter war für die Kriegspolitik Narbonnes verantwortlich, die Marie Antoinette als ihr Verderben betrachtete, und ebensowenig konnte sie die von La Fayette ihr zugefügten tödlichen Beleidigungen vergessen. Vergebens und mit Tränen flehte Barnave, nicht auf Hilfe von außen zu rechnen; auch Dumouriez beschwor die Königin, sich ihm anzuvertrauen. Sie aber wollte nicht zurück unter das Joch der Verfassung, wollte niemals den Männern, die es auferlegt hatten, sich und die Ihrigen anheimgeben. Hatte sie unrecht? Es ist unmöglich, nach Erwägung der Ereignisse, die sich nun folgten, dem Gedanken Raum zu geben, daß diese Männer noch imstande und entschlossen genug gewesen wären, den König und die Seinen zu retten.

Noch am selben Abend nach der Besprechung des Hofes mit La Fayette verlangten einige Bataillone der Nationalgarde von diesem gegen den Jakobinerklub geführt zu werden, in dem schon seine Ankunft Panik verbreitet und dessen Schließung er selbst gefordert hatte. Er tat es nicht, berief sich auf das Gesetz, auf seine Übereinstimmung mit der Mehrheit der Versammlung, obwohl die Erfahrung gelehrt hatte,

daß diese Mehrheit kaum zu reden, geschweige denn zu handeln wagte. Am 30. Juni kehrte der General, moralisch vernichtet, zurück zu seinem Heer. Der König verfiel in völlige Apathie; tagelang sprach er kein Wort. An starke Bewegung in freier Luft, auf der Jagd und zu Pferde gewöhnt, konnte er jetzt, ohne den rohesten Beschimpfungen sich auszusetzen, seine Gemächer nicht mehr verlassen, und infolgedessen versagte auch seine physische Widerstandskraft. Die Königin mußte ihn, der für sich persönlich keine Furcht kannte, fußfällig beschwören, sich nicht wehrlos erwürgen zu lassen, sondern mit Ehren zu fallen. Sie selbst hielt sich wunderbar aufrecht, obwohl sie fast keine Nacht mehr schlief und stets ein kleines Hündchen bei sich hatte, um sie beim leisesten Geräusch zu wecken, wenn es ihr überhaupt gelang, einige Stunden zu ruhen. Sie hatte früher an Nervenanfällen gelitten. „Nun habe sie keine Zeit mehr, krank zu sein, das dürften nur glückliche Frauen," sagte sie zu Madame Campan. Ein treuer Diener nahm an der Tür ihres Zimmers einen Mann fest, der augenscheinlich in der Absicht, sie zu ermorden, hereingedrungen war. „Es wäre ein Glück, so zu enden," rief sie, in Tränen ausbrechend, „eine Befreiung vom schmerzlichsten Dasein. Was aber soll aus meinen armen Kindern werden?" Mit dem Plan, die Königin, aber sie allein zu retten, kam im Juli Prinz Georg von Hessen nach Paris. Sie wies auch ihn ab; ohne diejenigen, die sie liebte, erschien

ihr das Leben wertlos: „Was man auch sagen mag, der Mut der Meinigen wenigstens verdient Teilnahme,“ schrieb sie der Schwester des Prinzen: „Man hat mir alles geraubt, nur nicht das Herz, um zu lieben. Mehr wie je bin ich stolz darauf, als Deutsche geboren zu sein.“ Die Kunde von neuen Niederlagen französischer Heere und von dem Vormarsch des Feindes beantwortete die Versammlung mit dem berühmten Manifest, welches das Vaterland in Gefahr erklärte und das Volk zu den Waffen rief. Wenige Tage später, am 14. Juli, mußte Marie Antoinette den Parisern sich offiziell ein letztes Mal an der Seite Ludwigs XVI. zeigen. Niemals, schrieb Frau von Staël, werde sie ihre Erscheinung vergessen. Ihre Augen waren rotgeweint, die Pracht ihrer Kleidung, die Würde ihres Auftretens allein hoben sie von ihrer Umgebung ab, denn nur einige Nationalgarden trennten sie vom Pöbel. Sie verlor den König bei der Grundsteinlegung der Julisäule, auf der Stätte, wo die Bastille gestanden hatte, in der Menge einen Augenblick aus den Augen, glaubte ihn verloren und stieß einen Schrei aus; schluchzend sank sie ihm, nachdem er unversehrt zu ihr zurückkehrte, mit ihren Kindern in die Arme. Mit jedem Tag wurde von nun an die Lage der königlichen Familie fürchterlicher. Unter ihren Fenstern sang man obszöne Lieder, trug man Galgen herum mit dem Geschrei: „Nieder mit dem Veto, nieder mit der Österreicherin!“ Der Königin drohte man, sie

in einem eisernen Käfig durch die Straßen zu schleppen, dem Monarchen verhieß man mit wilden Schmähungen die Absetzung, beiden das Gericht. In diese, bis zum Siedepunkt erhitzten Leidenschaften fiel die Kunde vom Manifest des Herzogs von Braunschweig. Es enthielt, was die Königin bis dahin am meisten gefürchtet hatte. Es beantwortete nämlich den Aufruf der Franzosen zum nationalen Krieg mit dem Versprechen des Schutzes für alle, die sich dem König unterwerfen würden. Die aber, die mit Waffen in der Hand, sich den Truppen des Kaisers und des Königs von Preußen widersetzten, sollten als Rebellen behandelt; Paris sollte total zerstört werden, wenn die Tuilerien noch einmal angegriffen würden oder dem König und der Königin das geringste Leid geschähe. Nicht für den Wortlaut zwar, wohl aber für den Inhalt trug der unglückliche Fersen die Verantwortung. Er durfte glauben, im Sinne der Königin zu handeln, denn er hatte in einem ihrer letzten Briefe an Mercy in Brüssel, vom 4. Juli, die Worte gelesen: von jetzt ab sei es notwendig, durch ein Manifest die Versammlung für das Leben des Königs haftbar zu machen! Marie Antoinettes Briefwechsel mit Fersen selbst schloß am 1. August mit den Worten: „Für den Augenblick gilt es, den Dolchen zu entgehen und die Verschwörer, die den Thron umdrängen, aufzuhalten. Nur über die Mittel dazu bleiben die Vorschläge in deren nächtlichen Zusammenkünften noch widersprechend. Ich kann

nur wiederholen, was ich Ihnen bereits gesagt habe: 24 Stunden müssen gewonnen werden. Trifft das Heer der Verbündeten nicht ein, so kann nur die Vorsehung den König und seine Familie retten."

Wie Mercy, wie Fersen, wie die Royalisten überhaupt, glaubte jetzt auch Marie Antoinette an das siegreiche Vordringen der Verbündeten und an ihr rechtzeitiges Eintreffen in Paris. In dieser höchsten Spannung entsagte auch sie dem langen, durch Notwehr aufgedrängten Doppelspiel; sie rechnete auf Befreiung von außen und veranlaßte so den treuen Fersen, der seit drei Jahren sein Leben für die Monarchie in die Schanze schlug, ihr den Todesstoß zu versetzen.

Dennoch lieferte das Manifest Braunschweigs, als es Ende Juli in Paris bekannt wurde, nur den gesuchten Vorwand, um längst Beschlossenes auszuführen. Die Daten sprechen laut genug. Brissot und Robespierre bestätigen beide, daß der Ausbruch der Verschwörung gegen die Monarchie schon vor dem Bekanntwerden des Manifestes auf den 26. Juli festgesetzt war. Nur aus praktischen Gründen wurde gewartet. Am selben Tage richtete die Gironde ihre letzten Aufforderungen an den König, sie noch einmal in das Ministerium zu berufen. „Niemals," lautete die Antwort. Ludwig hatte die Absetzung der zwei schlimmsten Revolutionäre im Pariser Stadtrat, Manuel und Pétion, verfügt; sie wurden beide von der Versammlung wieder eingesetzt, und jetzt wurde die furchtbare Pariser Kommune organi-

siert, die Stadt und Land bis zum Oktober 1793 unterjochen sollte. Am 31. Juli, nach Ankunft der Marseiller Föderierten, einer wüsten Horde, verlangte Pétion an der Barre der Versammlung die Absetzung des Königs und den Prozeß wegen Hochverrats gegen La Fayette. Zwei Drittel der Deputierten zögerten, den Verfassungsbruch zu vollziehen. Aber Danton und die insurrektionelle Kommune standen jetzt bereit und kümmerten sich nicht mehr um die Entschlüsse der offiziellen Volksvertreter.

Die Tuilerien, so hieß es jetzt, bedrohen das Volk!

Von der Außenwelt abgeschnitten stehen dort 800 Schweizer, einige Bataillone Gendarmen und Garden, 120 herbeigeeilte Edelleute, im ganzen nicht ganz 3000 Mann. Den Garten und die Terrassen halten bis zur Drehbrücke am Platz Ludwig XV., von nun an Platz der Revolution genannt, 2000 Nationalgarden besetzt. Ihr Befehlshaber Mandat ist königstreu und verläßlich, aber die Munition ist unzureichend. Um Mitternacht des 10. August läuten die Sturmglocken, die Insurrektion beginnt. Ludwig XVI. läßt Pétion rufen, der lange zögert, bevor er erscheint. Die Königin verlangt von ihm, er solle bleiben und den Befehl zur Verteidigung gegen den bevorstehenden Angriff unterzeichnen. Das tut er zwar zunächst, entwischt aber dann und läßt sich nach schon vorher getroffener Verabredung mit den Verschworenen in seinem Hause

einschließen, bis alles vorüber ist. Der Generalprokurator des königstreuen Seine-Departements, Roederer, ist inzwischen in den Tuilerien mit Schreckensbotschaften eingetroffen. Er ist es, der, die Lage verloren gebend, Mandat auffordert, dem wiederholten Befehl der Kommune, zu ihr aufs Stadthaus zu kommen, Gehorsam zu leisten. Mandat ahnt sein Geschick, zögert, geht endlich hin, wird auf dem Stadthaus festgenommen und auf dem Weg zum Gefängnis meuchlings erschossen. Es ist morgens drei Uhr. Die Königin weckt den Dauphin, läßt ihn ankleiden und nicht mehr von ihrer Seite gehen. Ihre Erscheinung, ihre Worte, ihre Tränen begeistern ihre Verteidiger. Bei ihr ist die Prinzessin von Lamballe, die aus sicherer Zufluchtstätte im Ausland kurz vorher zurückgekehrt ist, um freiwillig ihr Los zu teilen. Marie Antoinette beschwört jetzt den König, seine Truppen zu mustern. Er begibt sich, ihre Begleitung ablehnend, hinab in den Garten; vom Fenster aus verfolgt sie, was nun geschieht. Ludwig XVI. bleibt schüchtern und befangen; er findet kein Wort, keinen Ruf, der zu den Herzen dringt. Der Empfang, anfangs begeistert, wird kühler, dann feindselig, endlich verhöhnend. Schimpfworte, „nieder mit dem Veto", „nieder mit dem dicken Schwein", sind das letzte, was Ludwig XVI. von der herbeiströmenden, heulenden Menge und den Nationalgarden vernimmt. Der Verlust ihres Befehlshabers, Mandat, war gleichbedeutend mit der

Auflösung der Disziplin. Noch unter des Königs Augen wenden die Kanoniere der Nationalgarde ihre Geschütze gegen das Schloß, in das er verzweifelt zurückkehrt. Das letzte Mittel hat versagt, es ist vorbei. Wild schreiend, mit Piken und Flinten bewaffnet, eilen in unabsehbaren Scharen Dantons Horden herbei. „Paris marschiert," ruft Roederer, „nicht fünf Minuten sind zu verlieren, nur im Schoß der Versammlung ist Sicherheit." Die Königin springt auf; ihr Anblick ist erschreckend, das Gesicht wie mit Blutflecken überdeckt. Sie ruft aus, lieber möge man sie an diesen Mauern festnageln! „Wir bitten nicht mehr, wir reißen Sie fort," entgegnet Roederer. „Stehen Sie mir für das Leben des Königs, für das meines Sohnes?" „Wir können nur versprechen, an deren Seite zu fallen." Der letzte Trauerzug der Monarchie setzt sich hierauf in Bewegung. Treue Schweizer bahnen durch die herandrängende Menge mühsam den Weg. „Keine Weiber, der König allein!" brüllt das Volk. Der kleine Dauphin wühlt auf dem Gang durch den Tuileriengarten mit dem Fuß in welken Blättern. „Sie fallen heuer früh," bemerkt sein Vater. Ein Grenadier nimmt das Kind auf den Arm. Die Mutter glaubt, er wolle es ihr entreißen, und stößt einen herzbewegenden Schrei aus.

Im Sitzungssaal der Versammlung, wohin man endlich gelangt, setzt der Grenadier den Dauphin auf ein Pult; der Knabe macht sich frei und eilt auf seine weinende Mutter zu.

„Das Kind gehört der Nation, die Österreicherin ist ihres Vertrauens unwürdig,“ ruft eine Stimme von der Tribüne, das letzte Verhängnis vorausverkündend. Die Versammlung darf verfassungsmäßig in Gegenwart des Monarchen nicht tagen. So muß er mit den Seinen achtzehn qualvolle Stunden in der Journalistenloge, der sogenannten Loge du logographe, einem engen, nach dem Saal zu offenen Raum verbringen, der Sonnenglut ausgesetzt, von den letzten seiner Getreuen getrennt, während wenige hundert Schritt davon, in den Tuilerien, die Mordgesellen nach kurzem vergeblichen Widerstand seine Diener und Garden niedermetzeln, sengen, brennen, alles plündern und verwüsten, worauf sie bluttriefend und von Wein berauscht in den Sitzungssaal dringen und die Absetzung verlangen. Selbst das Taschentuch, das der Königin gereicht wird, um den Schweiß von der Stirn ihres erschöpft eingeschlafenen Kindes zu trocknen, ist von Blut gerötet. Erst nachdem die Versammlung Ludwig XVI. suspendiert und dem Nationalkonvent die Begründung der Volkssouveränität übertragen hat, wird die königliche Familie um zwei Uhr morgens in vier Zellen des nahebei gelegenen ehemaligen Klosters der Feuillants untergebracht. Sie war ohne Geld, ohne Kleider; der Königin hatte man die Börse aus der Tasche gestohlen. Mitleidige Personen schickten das Nötigste. Diese Haft dauerte drei volle Tage, dann befahl die Kommune die Überführung der Gefangenen nach

dem Tempel. Insulten folgten ihnen bis an seine Schwelle und richteten sich wie immer mit ausgesuchter Grausamkeit gegen die Königin. „Was hat sie Euch getan?“ rief einmal, bis ins Innerste empört, der König. Der Zug erreichte erst bei einbrechender Nacht das traurige Ziel.

Über die Stätte, wo der Tempel stand, hat längst die Weltstadt eine Straße gezogen. Nur in Wort und Bild lebt noch die Erinnerung an die beiden Türme der alten Feste, den sogenannten kleinen und den großen Turm, die von der Königsfamilie abwechselnd bewohnt wurden. Da in jedem Stockwerk nur ein paar einfach eingerichtete Zimmer waren, behielt anfänglich die Königin den Dauphin, Madame Elisabeth ihre Nichte, der König seinen Kammerdiener bei sich. Nach den Mahlzeiten vereinigte man sich bei der Königin und befolgte, an genaue Stundeneinteilung gewöhnt, auch in der Haft eine streng geregelte Tagesordnung. Die Eltern gaben den Kindern Unterricht; Ludwig XVI. lehrte den Sohn Latein, las selbst viel und versenkte sich in Betrachtung und Gebet. Die Prinzessinnen arbeiteten, flickten ihre wenigen Kleider und die der Kinder, ließen sie nie allein, suchten sie durch Musik und kleine Spiele zu zerstreuen und führten sie täglich eine Stunde lang, um frische Luft zu schöpfen, in den kleinen Garten oder auf den Turm. Ein solches Dasein wäre die Ruhe nach dem Sturm und fast eine Erlösung

zu nennen gewesen, hätte der Konvent nur eine Freiheitsstrafe verhängen wollen. Seine Bevollmächtigten aber erwiesen sich erfinderisch in moralischen Peinigungen aller Art. Sie umgaben die Gefangenen täglich und stündlich mit Wächtern und Spionen, ließen sie ohne Geldmittel, ohne Nachrichten von außen, beraubten sie ihrer letzten, ihnen lieb gewordenen Habseligkeiten. Kommissäre erschienen beständig, auch des Nachts, und unterwarfen sie den peinlichsten Verhören und Durchsuchungen. Bereits eine Woche nach ihrer Gefangennehmung wurden die heroische Prinzessin von Lamballe und die Herzogin von Tourzel, die beide die königliche Familie seit dem 10. August nicht verlassen hatten, in das Gefängnis la Force überführt. Der Abschied war herzzerreißend, die Königin konnte sich von der Freundin nicht losreißen, sie bat und beschwor Madame de Tourzel, ihre ältere Leidensgenossin, für die zarte, schüchterne Frau mütterlich zu sorgen. Kaum vierzehn Tage später trat ein wütender Kommissär vor den König, meldete den Fall Verduns, die Flucht La Fayettes vor seinem empörten Heere und schwur, Ludwig XVI. zu ermorden, wenn der Feind, dessen rasches Vordringen man nach diesem neuen Erfolg erwartete, sich vor Paris zeige. Wieder nach 24 Stunden, am Morgen des 2. September, drang von den Straßen ein entsetzlicher, unheilverkündender Lärm in den Tempel. Es war der Tag der vom nunmehrigen Justizminister Danton

veranstalteten Septembermorde, deren Opfer nach Tausenden zählten!

Die Gefangenen, bis Mittag in völliger Unkenntnis dessen was vorging gelassen, stehen soeben von Tisch auf. Da ertönt ein Geheul wie von wilden Tieren; sie werden ans Fenster gerufen.

Darüber geraten die Wachen in Streit untereinander: einer von ihnen erwidert laut dem nach der Ursache fragenden König: „Nun ja, wenn Sie es wissen wollen, man will Ihnen das Haupt von Madame de Lamballe zeigen." Die Königin wird ohnmächtig. Draußen sind die Banditen auf angesammelte Schutthaufen gestiegen; der eine trägt, auf seine Pike gespießt, das bluttriefende, noch von blonden Locken umwallte, frisierte, gepuderte Haupt, der andere das Herz des bejammernswerten, grausam hingeschlachteten Opfers; unweit davon schleifen sie den Leichnam durch den Kot und waschen ihn hierauf am Brunnen des Tempelhofes. Bis abends acht Uhr bleiben die scheußlichen Trophäen in Sicht. Die mit Mühe wieder zum Bewußtsein gebrachte Königin flüchtet betend und weinend in das rückwärts gelegene Zimmer von Madame Elisabeth, um wenigstens dem entsetzlichen Anblick zu entgehen. Jeder Tag bringt von nun an neue Qualen. Schreibzeug, Messer, Scheren werden den Gefangenen abgenommen; die Damen müssen bei der Handarbeit den Faden mit den Zähnen brechen. Die Überführung in den in-

zwischen hergerichteten großen Turm des Tempels verschärft noch die Strenge der Haft. Nur bei den Mahlzeiten und während des kurzen Spaziergangs sieht jetzt der von seiner Familie getrennte Ludwig XVI. die Seinen wieder, nimmt aber seinen Sohn zu sich. Der König hatte sich schwach erwiesen: Der Dulder ist mutig, fest, sanft und gelassen. Ihn und seine Schwester hält der Glaube aufrecht. Sie haben mit dem Dasein abgeschlossen und tragen mit der Standhaftigkeit der Märtyrer ihr grausames Los. Noch ringt die Königin mit dem Schicksal. Auch sie flüchtet zu Gott, aber gegen die schnöde Niedertracht der Menschen wehrt sich ihr Stolz. Der Postmeister Drouet erscheint als Kommissär des Konvents im Tempel. Er setzt sich neben Marie Antoinette, fragt barsch, ob sie Grund zur Klage habe, und erhält keine Antwort; er ist es, nicht sie, der erbleicht und in Verwirrung gerät. Die Königin, in ihrem Schmerz, in ihrer Würde, entlockt eines Tags selbst dem Schuster Simon, der bereits im Oktober zum erstenmal auftritt, fast Tränen. Er bricht, um seine Erregung niederzukämpfen, in die Worte aus: „Sie weinten nicht, als Sie am 10. August das Volk mordeten." „Das Volk ist getäuscht worden," erwidert ruhig die Königin. Kein Schimpf, keine Demütigung, keine Unwürdigkeit vermögen etwas über ihre verachtende Geduld. „Selten," schreibt später, das Bild der Mutter zurückrufend, ihre Tochter, „selten wagte man es, sie ins Gesicht zu beschimpfen." Auch jetzt

finden sich bis unter Aufsehern, Kerkermeistern und Gendarmen mitleidige Seelen, die, ihres Amtes vergessend, der Königin Ehrerbietung und Liebesdienste erweisen. Andere überwältigt die Reue; sie fallen ihr zu Füßen und bekennen sich schuldig. Es ist etwas in ihr, das im Kerker wie auf dem Thron die Menschen bezwingt und die Herzen rührt und erobert. Bis zuletzt werden Männer und Frauen ihr Leben für sie wagen, während das Netz, das sie und die Ihrigen umstrickt, sich immer enger zusammenzieht. Am 21. Dezember 1792 erscheint, zu ungewohnter Stunde, der kleine Dauphin bei seiner Mutter. Auf diese Weise erfährt sie, daß der König vor seine Richter gerufen ist. Die Anklage lautet auf Verschwörung gegen die öffentliche Ordnung, auf ein Attentat gegen die Sicherheit des Staates. Während der ganzen Dauer des Prozesses sehen ihn die Seinen nicht wieder, über den Verlauf desselben läßt man sie völlig in Unkenntnis. Erst am 26. Dezember gelingt es einem der Aufseher, ein Exemplar seiner Verteidigungsrede der Königin zuzustecken. Sie liest in atemloser Angst und schreibt aufs erste Blatt mit festen Zügen das Wort der Schrift: „Oportet unum mori pro populo.“ Nur zu später Stunde am Vorabend seines Todes darf Ludwig XVI. seine Familie noch einmal sehen. Eine elende Lampe, eine Wasserflasche mit Glas stehen auf dem Tisch des Zimmers, wo er sie erwartet; er bleibt so gefaßt, daß er statt Mineralswassers,

der Königin wegen, der es schaden könnte, gewöhnliches Wasser verlangt, und den bereits anwesenden Priester, um sie durch seinen Anblick nicht zu erschrecken, im Nebenzimmer verbirgt. Sieben Viertelstunden dauert die Unterredung, halten die Frauen und Kinder ihn weinend umfangen. Er läßt den kleinen Dauphin schwören, nie seinen Tod zu rächen, allen zu verzeihen; er stützt die zusammenbrechende Gattin, die ohnmächtig gewordene Tochter, segnet seine Familie und reißt sich endlich los. Am nächsten Morgen, so verspricht er, wird er sie noch einmal rufen lassen. Er sieht voraus, was der Königin bevorsteht. Seinen Verteidigern hat er gesagt: „Wenn die Franzosen wüßten, was sie wert ist, zu welcher Höhe der Vollendung sie das Unglück erhob, sie würden diese Frau verehren und lieben. Mit unerbittlichem Haß wird sie statt dessen geschwärzt und verleumdet, um das Volk auf ihren Untergang vorzubereiten. Ihr Tod ist beschlossen.“

Vor Kälte und Aufregung zitternd hat sich die Königin in ihren Kleidern auf das Bett geworfen; nach Atem ringend, ohne Tränen, verbringt sie diese furchtbare Nacht, mit grauendem Morgen auf den Augenblick des Abschieds wartend. Die Stunden vergehen. Niemand kommt. Des Königs Gedanken sind schon in der Ewigkeit, er versagt sich das letzte Lebewohl. Aber ein wüstes Freudengeschrei dringt bald genug von den Straßen in den Turm. Um zehn Uhr

zwanzig Minuten des 21. Januar 1793 ist das Haupt Ludwigs XVI. gefallen. Marie Antoinette ist Witwe geworden.

Fast ein Glück ist es zu nennen, daß ihre beiden Kinder, durch den Mangel an frischer Luft und Bewegung erkrankt, ihrer Pflege bedürfen. Sie selbst wird bald so elend, daß ihre Schwägerin und Tochter es nicht mehr wagen, sie zu verlassen und, auf Matratzen am Boden schlafend, die Nächte bei ihr zubringen.

Die Außenwelt, von der sie nichts mehr weiß, trägt sich seit dem Tod des Königs mit Rettungsplänen für sie. In den Pässen der Argonne zaudern freilich die Befehlshaber der Verbündeten, und der erwartete Vormarsch auf Paris erfolgt nie. Fersen, Breteuil, de la Marck, jetzt Fürst Arenberg, Mercy, verhandeln daher mit den Höfen, mit den Prinzen, mit General Dumouriez, der der Greuel in Paris müde ist und auf sein Heer vertrauend von einer Gegenrevolution träumt, aber kurz darauf, wie vor ihm La Fayette, vor seinen empörten Truppen die Flucht ergreifen muß. Die Prinzen und der kaiserliche Hof, die noch auf den Sieg ihrer Heere rechnen, streiten bereits über die Bedingungen einer Regentschaft, können aber weder über diese noch über die Auswechslung der Gefangenen gegen Kommissäre des Konvents, die Dumouriez ihnen ausgeliefert hat, einig werden. Die Hoffnungen der Freunde Marie Antoinettes scheitern im Ausland auch diesmal an elenden Intrigen.

In Paris selbst sind Monate hindurch royalistische Offiziere mit einigen treuen Wächtern im Einverständnis, die den Argwohn der Kommune täuschen. Ein Fluchtplan, aber für die Königin allein, hat Aussicht auf Erfolg. Den flehentlichen Bitten Madame Elisabeths gelingt es endlich, sie zu dessen Annahme zu bewegen. Alles ist zur Ausführung bereit, da, im letzten Augenblick, tritt Marie Antoinette zurück; sie kann ihre Kinder nicht verlassen, es ist ein Traum gewesen: „Besser der Tod als die Reue —" „mieux vaut mort que remords."

Der nunmehrige Ludwig XVII., der schöne, blühende, anmutige Knabe, kränkelt bereits, in der Blüte geknickt. Die Mutter wacht mit heißer Sorge über ihm. Aber auch dies Opfer der Liebe wird vergeblich gebracht. Das bloße Dasein des Königskindes genügt, um Verschwörer zu waffnen und den Konvent zu schrecken. Am 3. Juli abends wachen die königlichen Frauen an seinem Bett, lesen abwechselnd in einem Erbauungsbuch und bessern seine zerrissenen Kleider aus. Da öffnet sich die Tür, Gemeindebevollmächtigte treten ein, der Konvent fordert den Sohn Capet. „Mama, Mama, verlaß mich nicht!" ruft der aus dem Schlaf geschreckte Kleine, sich an die Mutter klammernd. Es folgt ein entsetzlicher Auftritt. Die Männer drohen endlich, beide Kinder unter den Augen der verzweifelt sich wehrenden Königin zu töten. Der junge König wird von seiner Tante angekleidet, die

Mutter findet nur noch die Kraft, ihn zu ermahnen, zu segnen. Er möge Gottes, der ihn prüfe, der Mutter, die ihn liebe, nicht vergessen, gut, geduldig, ehrlich bleiben, seines Vaters im Himmel eingedenk sein.

Ludwig XVII. blieb im Tempel, dem Schuster Simon anvertraut, mißhandelt, geschlagen, „bearbeitet", wie sein Quäler sich ausdrückte, das heißt mit Alkohol vergiftet, zum Singen obszöner Lieder, zum Ausstoßen wilder Fluchwörter gezwungen, bis er, geistig und physisch langsam gemordet, erliegt. Der Königin bleibt auch das nicht erspart, die Anfänge dieses Martyriums zu verfolgen. Stunden hindurch, während Wochen, wartet sie an einem vergitterten Fenster, an einer Mauerritze, um ihres Sohns auf dem Weg zum Garten für einen Augenblick ansichtig zu werden. Dem Knaben sind die Trauerkleider für den Vater abgenommen worden, er trägt die Carmagnole und die rote Mütze. Sein Gesicht ist blaß, sein Kopf gesenkt, der Ruin hat begonnen. Es erwies sich schwer, dieses Kind zugrunde zu richten. Mit Stößen und Stockschlägen brachte Simon seinen jammernden Ausruf zum Schweigen: „Man zeige mir das Gesetz, das von meiner Mutter mich zu trennen gebietet."

Sie sah genug, um in die schnell bereute Klage auszubrechen: „Gott hat mich verlassen. Ich darf nicht mehr beten."

Über dieses Bild namenlosen Elends sank am 2. August morgens zwei Uhr für immer ein

undurchsichtiger Schleier. Der Konvent befahl, die Königin in das im Justizpalast befindliche Gefängnis der Conciergerie zu überführen. In Gegenwart der Kommissäre, die diesen Befehl überbrachten, mußte sie sich ankleiden und Abschied von Madame Elisabeth und von ihrer vor Schreck und Schmerz sprachlos gewordenen Tochter nehmen. Auch Marie Antoinette blickte, wie der König es getan hatte, nach den letzten Umarmungen nicht mehr zurück. Von nun an allein mit ihrem Schicksal, wandte sie sich zum Gehen. Unten an der Falltür der Stiege des Tempels vergaß sie, sich zu bücken, und stieß mit der Stirn wider den Balken. Auf die Frage, ob sie sich verletzt habe, verneinte sie: „Nichts kann mir jetzt mehr wehe tun."

Ihr Gefängnis ist noch heute erhalten. Ein niedriger, feuchter, viereckiger, mit Backsteinen gepflasterter, kellerartiger Raum, mit einem einzigen, gegen den Hof zu vergitterten Fenster. Die Zelle enthielt ein halb verfaultes Strohbett, mit groben, durchlöcherten Leintüchern und wollener Decke, zwei Strohstühle, einen Tisch, worauf zwei hölzerne Büchsen für Puder und Pomade, einen Lehnstuhl und einen Korb. Kein Vorhang, nur eine spanische Wand schützte die Gefangene vor immer gegenwärtigen Blicken. Zwei andere bessere Betten, eines für die beiden Wache haltenden Gendarmen, das andere für die Wärterin, kamen dazu. Nichts wie das schwarze, zerrissene Kleid, das sie trug, einige Wäsche, ein

Paar Schuhe, ein Rock und eine Jacke bildeten anfangs ihre Garderobe. Arbeiten durfte sie nicht. Die Barmherzigkeit einiger besser gesinnter Aufseher verschaffte ihr Bücher. Sie las „Cooks Reisen“ u. a. und bat „um die traurigsten Abenteuer“. Wenn die Gendarmen Karten spielten, sah sie zuweilen wie mechanisch zu. Sonst blieb sie ihren Gedanken überlassen. Das Übermaß des Elends gewann selbst hier die Herzen barmherziger Menschen. Die einen gaben Nachricht aus dem Tempel, andere brachten Blumen und Früchte; Gendarmen warfen ihre Tabakpfeifen weg und hielten sich still, um den Schlaf der armen Frau nicht zu stören. Der Verschwörung der Bosheit antwortete die Verschwörung des Mitleids. Ein vortrefflicher, ebenfalls gefangen gehaltener Priester, der merkwürdigerweise mit dem Leben davon kam und ein Wohltäter der Menschen wurde, Abbé Emery, hörte die Beichte der Ärmsten und spendete ihr Trost. Unter denjenigen, die mit dem Gedanken umgingen, sie zu befreien, werden Revolutionäre, ja einer der schlimmsten Jakobiner, der fürchterliche Hébert, genannt. Der Aufseher des Gefängnisses, Michonis, der schon im Tempel sich hilfreich erwiesen hatte, wagte es, einen royalistischen Verschwörer, Rougeville, zur Königin zu bringen. Im ersten Moment bemerkte sie nur Michonis, den sie freundlich nach seinen Kindern fragte. Seinen Begleiter gewahr werdend, wechselte sie die Farbe, zitterte und sank weinend auf einen Stuhl. Sie trug

das Haar kurz abgeschnitten und war so schwach und abgemagert, daß Rougeville, der sie früher gesehen hatte, sie nicht wieder erkannt haben würde. Er gewann den Eindruck, als vermöge sie sich nicht mehr auf den Füßen zu halten, und sie verstand in ihrer Verwirrung nicht, was er ihr zuflüsterte, indem er ihr einen Strauß Nelken überreichte, in denen ein geschriebenes Blatt verborgen lag. Er mußte die Blumen hinter einem kleinen Ofen verbergen; dann sagte er ihr, er habe Geld und Waffen, um sie zu befreien; er frug, ob sie den Mut habe, zu fliehen? Sie legte die Hand aufs Herz: „Ich bin elend und krank vor Schmerz, aber nicht hier." Sie bat ihn noch, um ihretwillen sich nicht in Gefahr zu begeben. Er mußte sie hierauf verlassen, aber sie fand das Blatt, zeichnete die Antwort mit einer Nadel auf ein Stückchen Papier, das ihm auch glücklich zukam, und hielt sich zur Flucht bereit. Im letzten Moment verriet aber ein Gendarm, obwohl er von Rougeville Geld genommen hatte, das Komplott. Die Königin, einem Verhör unterzogen, rettete durch ihre Geistesgegenwart die Hauptbeteiligten, die man nicht entdeckte. Von nun an wurde der ganze Dienst in der Conciergerie gewechselt, die Haft noch strenger und die Königin in einen andern Raum gebracht, der nicht besser war als der erste und einen einzigen Zugang von außen hatte. Selbst jetzt noch fand sich in der Person des neuen Kerkermeisters ein

mitleidiger Mensch, der brutale Manieren zur Schau trug, um der Gefangenen im geheimen Gutes zu erweisen. Er versorgte sie mit frischem Wasser und besserer Kost und befreite sie von der beständigen Gegenwart der Gendarmen, unter dem Vorwand, er allein sei verantwortlich und dulde sonst niemanden im Kerker. Die Königin, die jetzt an fürchterlichen Blutverlusten litt, genoß fast nichts mehr. Sie verbrachte die Tage meist betend auf ihrem Lager. Unermüdliche Forscher haben mit annähernder Gewißheit festgestellt, daß es eines Nachts einem treuen Priester gelang, ihr die Kommunion zu reichen.

Seit der Überführung der Königin in die Conciergerie suchte das im März eingesetzte revolutionäre Tribunal nach Schuldbeweisen gegen sie. Ihre Gegner hatten gewechselt. Die Gironde, dann Danton, waren gefallen, Marat ermordet; die drohende zweite Invasion Frankreichs und den im Westen tobenden Bürgerkrieg beantwortete die zur Herrschaft gelangte jakobinische Demagogie mit der Parole: „Der Schrecken an der Tagesordnung." Marie Antoinette erfuhr nie, daß mit Ausnahme fünf kleiner Staaten und der Türkei ganz Europa 1793 Frankreich in Waffen mit einem eisernen Ring umgab, und daß der Prinz von Koburg, der jetzt die verbündeten Heere befehligte, im August nur vierzig Meilen von Paris stand! Dieselbe Lage, von der sie ein Jahr zuvor stündlich und vergebens das Heil erwartet hatte, brachte ihr zum zweiten-

mal das Verderben. „Die Witwe Capet“ mußte für französische Niederlagen büßen. Fouquier-Tinville, der Ankläger des revolutionären Tribunals, hielt seit dem 3. Oktober das Dekret in Händen, durch welches der Konvent den Prozeß und das Urteil der femme Capet forderte. Beweise gegen sie erwartete er noch immer vergeblich. Am 6. Oktober geschah ein Ungeheuerliches. Drei Menschen, Pache, Chaumette, Hébert, welch letzterer sich vom todbringenden Verdacht einer guten Regung für Marie Antoinette zu reinigen hatte, entrissen dem gepeinigten und wehrlosen, überdies betrunken gemachten achtjährigen Ludwig XVII. eine scheußliche Anklage gegen die Mutter. Das Verhör, dem Madame Elisabeth und Madame Royale über die Aussagen des unglücklichen Knaben unterzogen wurden, schlug am nächsten Tage fehl.

Am 12. Oktober abends, beim trüben Schein einiger Kerzen, erschien Marie Antoinette vor den Richtern und Geschworenen. Sie hat, so lautet die Anklage, der Revolution zu widerstehn gesucht, Millionen ihrem Bruder geschickt, mit den emigrierten Prinzen und dem österreichischen Komitee Beziehungen unterhalten, den Priesterdekreten das Veto entgegenstellen lassen, hat Varennes in Szene gesetzt und Komplotte gegen das Volk geschmiedet. Die Oktobertage, der 10. August, die Fluchtversuche, werden ihr zum Verbrechen gemacht. Sie antwortet ruhig, kurz, klar. So auf die Frage: „Sie wollten um

jeden Preis herrschen und auf den Leichen der Patrioten den Thron wieder besteigen?" „Das war nicht nötig, da wir den Thron einnahmen; wir wünschten stets Frankreichs Glück. Ich will nichts für meinen Sohn begehren, wenn das Land glücklich ist." Das Verhör ergibt keine Anhaltspunkte. Die Königin wird ins Gefängnis zurückgebracht und von nun an Tag und Nacht mit Gendarmen umgeben. Die zwei vom Gesetz ihr zugeteilten Verteidiger erlangen nur mit Mühe von ihr, die dringend nötige Frist zur Durchsicht der Anklagepunkte vom Konvent zu begehren. Sie selbst schiebt die Schriftstücke ungelesen und mit verächtlicher Gebärde beiseite. Am 14. Oktober tritt sie abermals, dieses Mal bei Tageslicht, ihren Richtern entgegen. Der Saal ist zum Erdrücken voll, alle Blicke sind auf die schwarzgekleidete Gestalt in weißer Haube mit schwarzen Bändern gerichtet. Die Königin hat sich ganz wiedergefunden. Stolz und Verachtung stählen ihr die Nerven; sie ist aufrecht, selbstbewußt und stark. Um ihren Namen befragt, nennt sie sich Marie Antoinette von Österreich, ungefähr 38 Jahre alt, Witwe des Königs von Frankreich. Sitzend hört sie die Anklage; ihre Finger spielen auf der Stuhllehne, während die Zeugen auftreten. Sie verneint kurz und bündig die ihr zur Last gelegten Verbrechen. Da tritt Hébert auf. Was er zu sagen hat, ist derart, daß der Präsident darüber keine Frage an die Angeklagte zu richten wagt. Ein Geschworener

allein verlangt Aufschluß „über das, was sich zwischen ihr und ihrem Sohne zugetragen hat". Die Königin erhebt sich halb vom Stuhl, ihre Stimme bebt. „Wenn ich nicht antwortete," hallt es laut durch den Saal, „so geschah es deswegen, weil die Natur sich wider eine solche, gegen eine Mutter erhobene Anschuldigung empört. Ich berufe mich auf alle Mütter, die vielleicht hier anwesend sind." Eine elektrische Bewegung erfaßt das Publikum. Frauen werden ohnmächtig hinausgetragen, Hébert schweigt. Er hat zu viel gewagt. „Dieser Dummkopf," sagt Robespierre, der ihm dafür den Untergang schwört, „hat beinahe Marie Antoinette einen Triumph der Teilnahme bereitet." Fünfzehn Stunden dauert die Sitzung. Der Königin wird übel, sie verlangt ein Glas Wasser. Der Gendarmerieoffizier, der es ihr bringt, reicht ihr hierauf den Arm auf dem Weg zurück in den Kerker. Am nächsten Tag wird er wegen dieser Handlung der Menschlichkeit verhaftet. Das Verhör geht weiter. Sehr viele Aussagen gestalten sich zu Unschuldsbeweisen. Manche Zeugen verbeugen sich ehrerbietig vor der Angeklagten und ergreifen die Gelegenheit, ihr zu huldigen. Die Anschuldigungen häufen sich zwar immer mehr, aber die Beweise fehlen. Weder kompromittierende Briefe noch Quittungen können vorgelegt werden. Der Halsbandprozeß ergibt nichts. Die Frage, wer die enormen Summen für das kleine Trianon bezahlt hat, beantwortet die Königin dahin, das sei durch

einen besonderen Fond geschehen, sie beklage, daß es so viel kostete; man sei nach und nach mit fortgerissen worden: Mehr als irgend jemand aber wünsche sie selbst, es möge alles, was dort geschah, ans Tageslicht gebracht werden. Um Mitternacht endet das Verhör, die Verteidiger ergreifen das Wort, der Präsident faßt noch einmal die Anklagepunkte „gegen die moderne Medicis und ihre höllischen Umtriebe“ in vier Punkten zusammen, die alle politischen Inhalts sind und Marie Antoinette des Komplotts und der Verschwörung nach außen und im Innern beschuldigen. Fouquier verlangt die Todesstrafe. Um zwei Uhr morgens verhängt sie das Tribunal. Die Fassung des Urteils ist die Rechtfertigung der Königin. Es spricht sie schuldig der „Umtriebe und des Einverständnisses mit fremden Mächten und anderen Feinden der Republik, in der Absicht, ihnen Geld zu verschaffen, den Eintritt in französisches Gebiet zu ermöglichen und den Erfolg ihrer Waffen zu erleichtern“.

In dieser bedingten Form ist die Anklage leidlich zutreffend, aber eine Schuld nicht erwiesen. Die Königin, aufgefördert noch einmal das Wort zu ergreifen, konnte deshalb auch mit Fug und Recht ihren Richtern entgegnen: „Gestern kannte ich die Zeugen nicht. Ich wußte nicht, wie sie gegen mich aussagen würden. Nun! Nicht einer von ihnen vermochte eine positive Tatsache gegen mich vorzubringen. Ich schließe mit dem Be-

merken, daß ich nur die Frau Ludwigs XVI. war und daß ich seinem Willen mich anzuschließen hatte."

Über die revolutionäre Epoche bleiben die Meinungen geteilt. Der Mehrheit der Menschen aber steht es fest, daß der Bruch mit der Vergangenheit sich vollziehen mußte. Um den Preis, den es kostete, rechten sie nicht. Eine Tatsache jedoch hat das Zeugnis der Geschichte für immer dem Streit der Parteien entzogen. Die Verfassung von 1791 beruhte auf der konstitutionellen Monarchie. Unter dem Toben des Aufruhrs, unter den Schrecken des Mordes blieb dem König keine Wahl als die Verfassung zu beschwören, die – so wie sie war – nach dem übereinstimmenden Geständnis derjenigen, die sie schufen, jede Regierung unmöglich machte. Rettungslos von dieser Verfassung geknebelt, rief Ludwig XVI. die Hilfe des Auslands an. Ihn und die Königin mit ihm durchdrang der Glaube an die Solidarität der Monarchien; sie durften an ihr eigenes gutes Recht glauben, die zu Boden geworfene Autorität durch Europas Vermittlung wieder aufzurichten. „Mein Handwerk ist es, Royalist zu sein," hatte einst Kaiser Joseph II. den Schwärmern für die junge amerikanische Freiheit entgegnet. Auch Marie Antoinette trennte das Heil der Nation nicht von der Rettung ihrer Krone. Dafür, und nicht wegen unausgeführter, vermuteter, aber nicht erwiesener Reaktionspläne wurde sie gerichtet.

Was ging in ihrer Seele vor, nachdem sie ihr Urteil vernommen und den Weg zur Zelle der dem Tod Geweihten festen Schrittes und erhobenen Hauptes zurückgelegt hatte? Niemand belauschte das Geheimnis ihrer letzten Stunden, keine menschliche Seele spendete der ihrigen mehr Trost. Man weiß nur, daß sie am Morgen um vier Uhr Schreibzeug begehrte und den Abschiedsbrief an Madame Elisabeth verfaßte, der nie in deren Hände, wohl aber in die unsrigen gelangte und der, mit seinen zittenden Schriftzügen und orthographischen Fehlern, das Denkmal eines ungewöhnlichen Mutes und heroischer Seelengröße bleibt: „Ihnen, meine Schwester, schreibe ich zum letztenmal. Ich bin verurteilt, nicht zu einem schimpflichen Tode – das ist er nur für Verbrecher –, sondern mit Ihrem Bruder mich wieder zu vereinigen. Unschuldig wie er, hoffe ich bei meinem Ende die gleiche Festigkeit zu zeigen. Ich bin ruhig wie man es ist, wenn das Gewissen nichts vorwirft. Ich beklage schmerzlich die Trennung von meinen Kindern. Sie wissen, geliebte Schwester, daß ich nur für sie lebte und Sie, die alles opferten, um bei uns zu bleiben, in welcher Lage lasse ich Sie zurück . . . Möge mein Sohn niemals die Abschiedsworte seines Vaters vergessen. Ich wiederhole sie ausdrücklich hier: ‚Nie suche er, unsern Tod zu rächen!‘

„Etwas meinem Herzen besonders Peinliches muß ich Ihnen sagen. Ich weiß, welchen Schmerz

dieses Kind Ihnen verursacht haben muß. Verzeihen sie ihm, liebe Schwester, bedenken Sie, wie leicht es ist, einem Kinde sagen zu machen was man will, und selbst was es nicht versteht. Der Tag, ich hoffe es, wird kommen, wo er den Wert Ihrer Güte und Liebe für beide Geschwister um so besser erkennen soll ...

„Ich sterbe in der römisch-katholischen Religion, in der meiner Väter, zu welcher ich mich stets bekannte und die ich befolgte. Einen geistlichen Zuspruch habe ich nicht zu erwarten. Ich weiß nicht, ob es noch Priester dieser Religion gibt, und überdies würden sie sich zu sehr aussetzen, wollten sie den Versuch wagen, die Stätte, wo ich bin, zu betreten. Ich bitte Gott, mir alle Sünden, die ich, seit ich lebe, beging, in seiner Gnade und Barmherzigkeit zu verzeihen und mein letztes Gebet zu erhören. Ich bitte alle, die ich kenne, und Sie insbesondere, mir jeden Schmerz zu vergeben, den ich unwissentlich ihnen bereitet haben mag. Ich verzeihe allen meinen Feinden das mir zugefügte Leid. Ich sage meinen Tanten und Geschwistern Lebewohl. Ich hatte Freunde. Der Gedanke, sie auf immer zu verlassen, ist einer der schmerzlichsten, den ich sterbend mit mir nehme. Sie sollen wenigstens wissen, daß ich bis zuletzt ihrer gedachte.

„Leben Sie wohl, teure Schwester, gedenken Sie mein; ich umarme Sie und meine armen geliebten Kinder. Wie herzzerreißend ist es, sie

auf immer zu verlassen. Adieu! Adieu! Meine letzten Gedanken gehören meinen geistlichen Pflichten. Da ich nicht frei in meinen Handlungen bin, wird man mir vielleicht einen (beeidigten) Priester bringen. Ich erkläre hiermit, daß ich ihm nichts sagen und ihn wie einen Fremden behandeln werde."

Ein solcher erscheint auch wirklich; Marie Antoinette hält Wort und weist seinen Zuspruch zurück. Dann genießt sie, um nicht zusammenzubrechen, ein Stückchen Brot und etwas Hühnerfleisch; die Hausmeistersfrau verschafft ihr ein frisches Hemd. Sie zieht ein weißes Pikeekleid über, knüpft ein Musselintuch um den Hals und setzt, nachdem sie noch einmal ihr Haar abgeschnitten hat, eine weiße Haube ohne Bänder auf. Der Kerker ist so dumpf und feucht, daß das Wasser von den Wänden herabträufelt. Frostschauernd wirft sie sich angezogen aufs Bett und schläft ein. Um sieben Uhr erscheint der Scharfrichter Samson. „Warum nicht später?" fragt sie.

Vor dem Justizpalast strömt zu Tausenden das Pariser Volk zusammen. Dreißigtausend Mann säumen den Weg ein von der Conciergerie in dem Justizpalast bis zum Platz der Revolution. Um elf Uhr tritt die Königin über die Schwelle, die Arme mit Stricken auf dem Rücken gebunden, bleich, starren Blicks, die Augen blutunterlaufen, die Lippen verächtlich zusammengepreßt. Vor ihr steht ein Karren, über dessen Leitern ein Brett liegt; ein Blusenmann lenkt das weiße

gewöhnliche Pferd; eine Leiter wird angelegt. Bei diesem Anblick kann Marie Antoinette eine Bewegung unwilligen Erstaunens nicht unterdrücken. Dann weist sie Samson, der ihr beistehen will, zurück, besteigt allein den Karren und setzt sich, den Rücken gegen das Pferd gewendet. Hinter ihr stehen der Scharfrichter und sein Gehilfe. „Soll ich Sie begleiten?“ fragt der Geistliche, der sie nicht verlassen hat. „Wie Sie wollen.“ – „Nun bedürfen Sie des Mutes.“ – „Seit so langer Zeit übe ich mich darin, daß er mir heute nicht fehlen wird.“

Von Schmähungen und Lästerungen, entsetzlichen Spottreden und Verwünschungen begleitet, überschreitet der Karren die Seine, biegt dann in die Straße Saint-Honoré und gelangt durch die Rue Royale nach mehr als einer Stunde zur Stelle, wo das Schafott errichtet ist. Es steht vor der Drehbrücke am Eingang des Tuileriengartens. Der Scheideblick Marie Antoinettes fällt auf den Königspalast, wo sie drei Jahre hindurch so unsäglich gelitten hat. Ohne Unterstützung verließ sie den Karren und stieg aufs Schafott. Von ungefähr trat sie dabei Samson auf den Fuß: „Vergebung, mein Herr, es geschah nicht absichtlich,“ waren ihre letzten Worte. Betend kniete sie noch einmal nieder. Vier Minuten später war sie erlöst. Das Haupt, das der Henker der Menge zeigte, hatte gerötete Wangen, die Augenlider zuckten noch. Ein Mann schlich unter die Guillotine und tauchte

sein Taschentuch in das herabströmende Blut. Am Hinrichtungstag selbst, dem 16. Oktober 1793, berichtet der Moniteur: „Mit ziemlichem Mut ist die Witwe Capet gestorben." Auf dem Kirchhof der Madeleine, im Herzen von Paris, warfen sie Kalk auf den verstümmelten Leichnam der letzten Königin des Hauses Ludwigs XIV. und scharrten ihn in das unbekannte Grab.

Marie Antoinettes Ruf nach Vergebung, dieses Vermächtnis an ihre Feinde, verhallte ungehört. Mit Ausnahme von La Fayette, Ludwig XVIII. und Calonne überlebte keiner von allen, die unmittelbar Schuld an ihrem Schicksal trugen, die Schreckenszeit. In einem Feld, von Wölfen zerrissen, fand man die Leiche des geächteten Pétion. Brienne und Roland endigten durch Selbstmord; die übrigen Führer der Gironde, der Herzog von Orléans, Danton, Hébert, Fouquier, fast alle Terroristen starben auf dem Schafott, bis ihr Henker Robespierre als letzter, von einer Kugel getroffen, dann durch das Beil gerichtet, fiel. Das Verhängnis, das über der Königin waltete, sollte, nach dem Sohn, auch den Freund erreichen. Fersen, der nie aufgehört hatte, um sie zu trauern, wurde grausam auf offener Straße während eines Aufstandes zu Stockholm ermordet.

Die Niobe ihres Geschlechts, durch die Größe ihres Unglücks freigesprochen, so steht die Gestalt Marie Antoinettes vor der Nachwelt. Wenn sie auch jugendlich fehlte, so wußte sie königlich zu dulden. Der Krone, die Schönheit und

Geburt ihr gaben, zeigte sie sich in der Verklärung ihres Todesopfers wert. Es hat die Herzen gerührt, die Kunst begeistert, das Gewissen der Menschheit erschüttert. Die alte Ordnung, die auf immer mit dieser Frau zu Grabe sank, verdankt es nicht zum wenigsten ihr, wenn sie in Hoheit unterging.